



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actiendruckerei in Fulda.

Nr. 9.                      Sonntag den 1. März 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnezeitung oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Erster Fastensonntag. — Das A B C. — Aus dem Kalender der Woche. — Widerstand gegen den Veruf zum Ordens- und Priesterstand. — In der Fastenzeit. — Splittter. — Allerlei über Erziehung. — Für die lieben Erstkommunikanten.

### Wochentalender.

- Sonntag, 1. März, 1. Fastensonntag. Suitbert, Bischof.
- Montag, 2. März, Simplicius, Papst u. Mart. †
- Dienstag, 3. März, Kunigunde, deutsche Kaiserin. †
- Mittwoch, 4. März, Quatember; Kasimir, Vel. ††
- Donnerstag, 5. März, Johann v. Kreuz, Vel. †
- Freitag, 6. März, Fest der hl. Vierge und der Nägelein unseres Herrn ††
- Samstag, 7. März, Thomas v. Aquin, Kirchenl. ††

### Erster Fastensonntag. Jesus wird vom Teufel versucht.

Evangel. Matth. 4, 1—11.

In jener Zeit ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, damit er vom Teufel versucht würde. Und als er vierzig Tage und Nächte gefastet hatte, darnach hungerie ihn. Und es trat der Verführer zu ihm und sprach: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden.“ Er aber antwortete und sprach: „Es steht geschrieben: Nicht vom Brot allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.“ Da nahm ihn der Teufel mit sich in die heilige Stadt und stellte ihn auf die Rinne des Tempels und sprach zu ihm: „Bist du Gottes Sohn, so stürze dich hinab; denn es steht geschrieben: Er hat seinen Engeln befohlen, und sie sollen dich auf den Händen tragen, damit du nicht etwa deinen Fuß an einen Stein stoßest.“ Jesus aber sprach zu ihm: „Es steht wieder geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, nicht versuchen.“ Abermals nahm ihn der Teufel auf einen sehr hohen Berg und zeigte ihm alle Königreiche der Welt und ihre Herrlichkeit und sprach zu ihm: „Dies alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest.“ Da sprach Jesus zu ihm: „Weiche, Satan! denn es steht geschrieben: Du sollst Gott, deinen Herrn, anbeten und ihm allein dienen.“ Als dann verließ ihn der Teufel, und siehe, die Engel traten hinzu und dienten ihm.

### Das A B C.

Der hl. Vinzenz von Paul nannte die Mäßigkeit in Speise und Trank das A B C des geistlichen Lebens. Unser göttlicher Lehrmeister Jesus Christus hat uns auch darin den nötigen Unterricht erteilt: vierzig Tage lang hat er in der Wüste gefastet. Derjenige, dem der Erdboden gehört und was darin ist, der die Raben ernährt, die zu ihm rufen, der den Würmlein den Lich deckt, der seine milde Hand ausstreckt und alles, was da ist, mit Segen erfüllt, der eingeborne Sohn Gottes, der in Menschengestalt erschien, er verzichtet auf Speise

und Trank und unterzieht sich der Reinigung eines unerhörten Fastens. Es hätte nur eines Winkes bedurft, und Scharen der Engel wären herbeigeeilt, um ihren Herrn zu bewirten; Schätze in Hülle und Fülle hätte der Heiland hervorzaubern können mit seiner allmächtigen Hand zur Stillung seines Hungers. Nun aber hat der Herr auf all diese Möglichkeiten und Erleichterungen verzichtet und den Hunger auf sich wirken lassen wie der Baum im Hochgebirge, der vom Sturm gepeitscht wird.

Bis zu einem solchen Grad war dieser schmerzliche Hunger angewachsen, daß sogar der Teufel es wagen durfte, mit einer Versuchung an den Reinsten heranzutreten: wenn du der Sohn Gottes bist, so sprich, daß diese Steine Brot werden. O wie schlau hat es der Sohn der Hölle angestellt: von zwei Seiten will er die Festung des Herrn angreifen, vom Hunger und von der Ehrsucht. Sicher hätte es — menschlich gesprochen — der Ehre Jesu geschmeichelt, vor dem Teufel und vor der ganzen Welt seine Kunst zu zeigen, die kalten Steine in wohlriechendes Brot zu verwandeln und gleichzeitig den fürchterlichen Drang nach Hunger zu befriedigen. Und doch der Heiland tut dem Verführer den Gefallen nicht und weist ihn ab mit den Worten: nicht vom Brote allein lebt der Mensch, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt.

Durch dieses Fasten wollte uns der Heiland das A B C des geistlichen Lebens beibringen, das besteht im Sieg über die Gaumenlust, in der Herrschaft des Geistes über den Körper.

Wie der Ofen mit Holz, die Lampe mit Öl, die Maschine mit Kohlen, so wird der menschliche Körper mit Nahrung bedient. Durch ein geheimnisvolles Walten der Natur wird Speise und Trank im Innern des menschlichen Körpers in Lebensstärke umgewandelt. Es war des Schöpfers gütiger Wille, daß die Ausnahme der Nahrung mit einem Gefühl der Lust verknüpft ist. Nun kommt es vor, daß unser Bedürfnis bereits befriedigt ist, der Gaumen aber noch größere Ansprüche macht. Da ist nun der Punkt, wo wir den Hebel ansetzen müssen, wo wir das A B C üben müssen, wo wir dem Bruder Leib den Meister zeigen müssen. Niemand kann ein Schriftstück lesen, niemand sich in ein Buch vertiefen, der nicht die Buchstaben kennt. So kann auch niemand zur wahren Tugend gelangen, niemand seiner Leidenschaften Herr werden, niemand in den Fußstapfen Jesu wandeln, niemand die Wissenschaft der Heiligen lernen, niemand die Stufen der Vollkommenheit ersteigen, der nicht die Herrschaft

über den Gaumen sich angeeignet hat. Und wie man das A B C immer wieder braucht und alles Studieren sofort aushören müßte, wenn einer die Buchstaben und die Schrift vergessen würde, so würde auch sofort Stillstand eintreten im Gebet, in den Übungen der Andacht, Stillstand in Bekämpfung der Leidenschaften, Stillstand auf allen Gebieten des geistlichen Lebens, sobald wir den Grillen und Launen der Gaumenlust nachgeben würden. Die aber dieses A B C fleißig üben und darin zu Hause sind, die werden auch mit den übrigen Leidenschaften leichter fertig werden nach dem Ausspruch der Nacholae Christi: zügle die Gaumenlust — und du wirst alle übrigen bösen Neigungen leichter überwinden. (1,19) —

Danke also der Kirche, mein Freund, die dir in diesem löblichen Streben zu Hilfe kommt. In der hl. Fastenzeit macht sie den Kampf gegen die Glast zu einer besonderen Pflicht. Nach dem Buchstaben des Kirchengebotes sollst du an allen Werktagen der ganzen Fastenzeit mit der einzigen Sättigung dich begnügen, bei den übrigen Mahlzeiten aber dir Abbruch tun. Wer leichte Arbeit hat und über eine gute Gesundheit verfügt, der kann gewiß dieses Gebot bis auf den Buchstaben erfüllen. Scharen von Mönchen, Einsiedlern, Jungfrauen, Priestern sowie Christenleute aller Stände haben Jahrhunderte lang dieses Gebot mit aller Genauigkeit geübt. Und die Christen unserer Tage sollten das Fasten zum alten Eisen werfen? Selbst auf die Gefahr hin, als rückschrittlich verjollt und als Strenghing angekreidet zu werden, muß der kath. Priester auch der modernen Welt das Gebot der Kirche predigen.

Vielleicht hast du aber bei deiner schweren Arbeit oder bei deinem leidenden Zustand eine mehrmalige Sättigung nötig; siehe, auch dafür ist ein Ausweg geschaffen: du kannst das Fasten — wenn nicht nach den Buchstaben — so doch nach dem Geiste üben. Bei gutem Willen wirst du sicherlich bei jeder Mahlzeit eine Gelegenheit finden, deinem Gaumen etwas zu versagen, deiner Hand ein Valt zu gebieten, wenn sie schon ausstrecken will, dem unerlässlichen Wagen neue Frachten zuzuführen. Zum Fasten im Geiste gehört auch die Enthaltung vom Trinken. Dem Buchstaben nach fällt das Trinken überhaupt nicht unter das Fasten. Wer aber vom Geiste des Fastens befeelt ist, der hat gerade in der Enthaltung von berauschenden Getränken ein vorzügliches Übungsfeld. Da kann niemand kommen und sagen: dies ist mir nicht möglich. Das ganze

Beer der Abstinente, Reiche und Arme, Vornehme und Geringe, Männer und Frauen, würde gegen ihn austreten und sagen: wir enthalten uns das ganze Jahr über von geistigen Getränken, ohne davon Schaden zu nehmen, und du willst nicht einmal während der Fastenzeit auf diesen Genuß verzichten oder wenigstens ihn einschränken.

Wer seinem Saumen die Bügel schreien läßt und überhaupt auf Essen und Trinken großes Gewicht legt, der gehört im geistlichen Leben noch nicht einmal zu den WCschützen, und wer gar der Unmäßigkeit tröhnt und dem Trunke sich ergibt und nicht einmal in der Fastenzeit davon lassen will, der kann ruhig sein Christentum in Bankrott erklären, und ist nach der Ansicht des hl. Vinzenz eher unter die Tiere zu rechnen als unter die Menschen. Das Fasten aber „zügelt die Laster, erhebt die Seele, schenkt Tugenden und reichliche Belohnung.“ Der Burgparier.

**Aus dem Kalender der Woche.**

**Fest der heiligen Lanze und Nägel.**

Die Kirche läßt in der heiligen Fastenzeit, die mit dem Aschermittwoch ihren Anfang genommen, kein Mittel unversucht, durch den Hinweis auf das überaus schmerzliche Leiden des Gottmenschen Jesu Christi die Herzen der Gläubigen zu rühren und zu aufrichtiger Buße zu bewegen. Und da an einem Freitag der weltverlöbende Tod des Gottessohnes stattfand, sind gerade die Freitage der Fastenzeit dazu auserwählt, Vinzenzheiten aus der Leidensgeschichte den Christen ins Gedächtnis zu rufen. So sind die ersten drei Freitage in ihrer trüchlichen Feier einzelnen Leidenswerkzeugen des Herrn gewidmet. Alle kommen heilich nicht in Betracht, da ihrer zu viele sind.

Jeder katholische Christ kennt sie; sie treten vor das Auge des Geistes, wenn er in den Wochen vor Ostern andächtig betrachtend, die Abschnitte aus der hl. Schrift liest, die von der Marier des Heilandes handeln. Aber auch sein lebendes Auge bekommt sie des öfteren zu schauen, denn die christliche Kunst hat sich ihrer als eines denkbaren und erhabenen Stoffes bemächtigt. In vielen Kirchen sieht man ja die sogenannten Kreuzaltäre, die jenes erste große Opfer, dessen unblutige Wiederholung die auf dem Altare dargebrachte heilige Messe ist, im Bilde veranschaulichen. Und das mächtige Kreuz, das sich über dem Altarische erhebt, schweben des öfteren zahlreiche Engel, welche die Marterwerkzeuge in den Händen tragen und so an die einzelnen traurigen Szenen aus dem bitteren Leiden erinnern.

Außer dem heiligen Kreuze, das stets den Mittelpunkt des Ganzen bildet, finden wir aus der Leidensgeschichte des Erlöser von der christlichen Kunst folgende Gegenstände dargestellt: den Kelch, den der Engel im Gefühlsmane dem erschöpften Erlöser darreichte, die Laternen Fackeln und Striche der Scharwache, den Hahn des Verrius, die Säule der Geißelung, die Geißeln und Ruten, die Dornenkrone, den Schilfrohrstab der Verpottung, das Schweißtuch der Veronika, die Buchst. I. N. R. I. über dem Kreuze, den Hammer, die Nägel, die Leiter, den langen Stab mit dem Gfischschwamme, den hl. Rock, die drei Bürtel und die Lanze.

Am Freitag nach dem Aschermittwoch wurde das Fest der Dornenkrone gefeiert. Diese bestand bis zum Jahre 1258 in der damals noch christlichen Stadt Konstantinopel und kam dann unter Ludwig den Heiligen nach Paris. Zur Aufbewahrung dieses kostbaren Schatzes erbaute der fromme König in der Nähe seines Palastes eine eigene Kirche, die noch heutzutage unter dem Namen „Die heilige Kapelle“ bekannt ist. Später (1806) wurde das Kleinod, nachdem es jahrelang in Folge eines Aufrages der Revolutionenänner im „Kabinett der alten Männen“ aufbewahrt worden, feierlich in die Liebfrauenkirche (Notre-Dame) übertragen, wo es noch heute ruht. Einzelne Dornen wurden verschiedenen Kirchen geschenkt.

Am Freitag in dieser Woche aber begeht die Kirche das Fest der heiligen Lanze und

Nägel. Die Lanze, mit welcher das Herz des bereits verschiedenen Heilan es durchstochen wurde, befindet sich in Rom in der St. Peterskirche, doch nur der eiserne obere Teil, ohne Schaft, und selbst von dem Eisen teil fehlt die äußerste Spitze. An einer Säule in der Nähe des kostbaren Heiligtums ist ein Standbild des heiligen Konstantin angebracht, der nach der Legende jener Soldat war, der den Stich nach dem bereits im Tode gebrochenen Herzen des Erlöser geführt. Die fehlende Spitze wird zu Paris in der oben erwähnten, vom König Ludwig erbauten Kapelle aufbewahrt.

Die Nägel, mit denen Christus aus Kreuz geheftet wurde, sind uns gleichfalls erhalten. Einer befindet sich zu Rom in der Kirche vom heiligen Kreuze, ein zweiter im Dome zu Mailand, der dritte in der lombardischen Königskrone zu Monza in Oberitalien. Diese Krone ist ein breiter Goldreif aus sechs Teilen, mit tarwigen Steinen, siebenblättrigen Rosen aus Gold und Blumengebinden aus Email geziert. In ihrem Innern wird sie durch einen eisernen Keil zusammengehalten, der mit sieben Nieten an der Goldkrone befestigt ist, zugleich aber auch acht Anbohrungen aus älterer Zeit aufweist. Dieser eiserne Keil ist eben der umgearbeitete Kreuzesnagel. Ihn erwähnt schon der große Bischof von Mailand, der heilige Ambrosius, in einer Gedächtnisrede im Jahre 395.

Auch andere Kirchen rühmen sich noch des Besitzes der heiligen Nägel. Doch sind in diesen nur Eisenplitter oder Feilspäne der echten Nägel eingekloffen oder eingegossen, ja manche dieser Nägel sind nur an die ersten angerührt.

Trotzdem erfüllen sie ihren Zweck; sie erinnern den frommen Besucher an den, der für uns ans Kreuz geheftet worden, und schon diese Erinnerung ist heilsam und nützlich . . .

Der Kalenderdchreiber.

**Widerstand gegen den Beruf zum Ordens- und Priesterstand.**

Es ist verständlich, wenn Menschen, die so unglücklich sind, keinen Glauben zu haben, sich dagegen sträuben, wenn eines ihrer Kinder sich zum Klosterleben oder zum Priesterstand betufen will. Unbegreiflich aber ist es, wenn auch gute, ihrer Kirche treu anhängende Katholiken, welche die Priester und Ordensleute lieben, hier und da nur mit Schrecken daran denken, ihre eigenen Kinder begien vielleicht Klostergebanten.

Denn wenn man wirklich Glauben hat, so muß man auch zugeben, daß der Stand des Priesters der erhabenste und heiligste auf Erden, daß der Ordensstand, falls jemand wahren Beruf dazu hat, ein bewunderungswürdiges Mittel zur Heiligung des Menschen ist, ein Stand, aus dem viele Gnaden zurückströmen werden auf die Familie, aus welcher der betr. Ordensgeistliche oder Priester kommt.

Und doch gibt es, wie gesagt, Leute, die anstatt sich darüber zu freuen, wenn aus ihrer Familie ein Heiliger hervorgehen sollte, anstatt diese Ehre für den größten Segen zu halten, es im Gegenteil als ein Unglück betrachten und alles tun, was sie tun können, um ihre Kinder von der Wahl des geistlichen Standes abzubringen, obgleich diese sich bestimmt und entschieden dazu hingezogen fühlen, und obgleich diese Ueberzeugung von einem erleuchteten Bewußtseinsführer anerkannt und gebilligt ist. Ihr Widerstand ist augenscheinlich das wirkliche Unglück, nicht jener Beruf. Es gibt ohne Zweifel Seelen, denen das Klosterleben notwendig ist, um selig zu werden, und wenn diese nicht ein ganz vollkommenes Leben führen, nicht wahre Heilige werden können, so geraten sie ernstlich in Gefahr, ewig verloren zu gehen. So sehr man bei anderen Menschen oft befürchten muß, ihr Beruf sei ein gemachter, sei das Werk einer vorübergehenden Laune, oder sie seien dazu gezwungen worden, ebenso viele Ursache zu ernstlichen Bedenken müßte man für Seelen der bezeichneten Art

haben, wenn ihr Beruf gehemmt würde. Es ist lehr zu befürchten, daß sie, die man nicht ausschließlich der Liebe zu Gott hat überlassen wollen, nun von der Weltlust ganz fortgerissen werden. So lautet das einstimmige Urteil aller erfahrenen, im Dienste Gottes ergrauten Männer, dem man doch wohl ein gewisses Gewicht zugestehen muß.

Wie groß aber ist die Verantwortung, wenn man eine solche lebendige Quelle der Liebe welche sich ihrem Gott ganz hatte zuwenden wollen, von ihrem Wege abgelenkt hat und sich dieselbe jetzt vielleicht in der sandigen Wüste des Irdischen verliert. Wie sehr wird man es dereinst bereuen, die Kirche eines nützlichen Dieners, vielleicht eines Heiligen, beraubt und diesen wohl gar zu einem Sünder gemacht zu haben! Wird alles dieses im Schoße christlicher Familien bei solchen Fällen ernstlich und genügend erwogen? Gott sei Dank gibt es ja auch noch manche hochgestellte Familie, die die Ehre zu würdigen weiß, wenn eines ihrer Glieder den Weg zum Aitare oder in die Klosterzelle findet, aber viele glauben doch leider, die Ehre, dem Priester- und Ordensstande neue Mitglieder zuzuführen, den mitlteren und unteren Sünden überlassen zu sollen.

Es ist ja gewiß gut, wenn das Volk bei dem reliquien Eifer, von dem es durchdrungen ist, bei der Tatkrast, die in seiner Natur und in seiner Erziehung sich offenbart, und auch wohl darum, weil es die Mehrzahl bildet, in reichlicherem Maße dazu beitrage, den Starren ihre Firten und nicht minder jene Ordens-Jungfrauen zu klären, deren wir überall zu Werken der Barmherzigkeit bedürfen. Sicherlich ist es aber nicht minder gut, daß auch die höheren Stände der Gesellschaft, welche so viel an sich selbst zu verbessern und neu zu schaffen, für so viel Ueberfluß und dessen Mißbrauch die schuldige Buße zu leisten, so viel Weichlichkeit abzubüßen haben, daß auch sie zahlreiche Beirater in die Reihen der geweihten Streiter senden, welche durch Tause, christliche Lehre und Unterricht dem Christentum immer neue Befenner zu führen und erziehen, und die Werke christl. Nächstenliebe in ihrem ganzen Umfange üben.

Wenn aus einer Familie ein guter Priester hervorgeht, so kann das nicht geschehen, ohne sichtbare regenreiche Spuren seines Wirkens zu hinterlassen. Für das eine oder andere Glied der Familie eringt er die Gnade der Betenung, für andere die Gnade der Heiligung, da verdrängt er ein Vorurteil, dort veranlaßt er eine Tugendübung; wo er in seiner Stellung als Priester vielleicht zurückgewiesen würde, findet er als Verwandter oder Freund Eingang und erlangt Einfluß. In ähnlicher Weise kann auch eine Ordens-Jungfrau durch ihr Beispiel, durch ihr Gebet, durch persönlichen oder brieflichen Verkehr mit ihren Angehörigen unendlich viel Segen stiften. Wüßten deshalb Eltern und Verwandte, wenn dieses oder jenes Familienmitglied den Beruf zum Priester- oder Ordensstande in sich fühlt, immerhin mit geboener Klugheit prüfen, ob der Beruf ein wahrer ist, niemand aber soll sich ihm hemmend in den Weg stellen und den vorhandenen Beruf lähmen oder unterdrücken.

Was den Eintritt in einen Orden oder eine religiöse Genossenschaft anbetrifft, so ist es das nächstliegende, daß man möglichst in der eigenen Diözese anzukommen sucht. In der Diözese Fulda kommen da in Frage die Franziskaner am Frauenberg; die Patres leisten den Weltgeistlichen in der Seelherge Aushilfe zu leisten, die Brüder bejorgen die häuslichen Arbeiten, die Oblaten in Hünfeld (Patres und Brüder) besonders für die Missionen in den Heidenländern) und die barmherzigen Brüder in Fulda für die Krankenpflege.

Von weiblichen Orden und Genossenschaften besitzt die Diözese den beschaulichen Orden der Benediktinerinnen in Fulda (Chor- und Laienschwestern), den Orden der Ursulinerinnen in Arzlar, die, ebenso wie die Englischen Schwestern in Fulda, sich hauptsächlich dem Unterrichte der weiblichen Jugend widmen; die häuslichen Arbeiten bejorgen bei beiden die Laienschwestern. In der ganzen Diözese verbreitet ist

die Genossenschaft der barmherzigen Schwestern vom hl. Vincenz von Paul mit dem Mutterhaute in Fulda; sie hat über 50 Niederlassungen und ist an den verschiedensten Gebieten tätig: Die einen in Krippen, Kinderbewahr-Schulen, Handarbeits-, Haushaltungs- und Kochschulen, Waienhäusern, Kommunitanten-Anstalten und Volksschulen, andere in Hospizen für Arbeiterinnen und Dienstmädchen, wieder andere opfern sich auf im Dienste der leidenden Menschheit, indem sie Kranken, Greisen, Erkranken und Gebrechlichen jeder Art Hilfe bringen. Ein ausgebreitetes von Jahr zu Jahr wachsendes Arbeitsfeld steht somit den Töchtern des hl. Vincenz von Paul offen, wo eine jede nach ihrer besonderen Veranlagung zur Ehre Gottes und zum Besten der Menschheit wirken kann. Ganz besonders ist das der Fall in unseren Tagen, wo jede größere Gemeinde die Gründung einer Schwestern-Niederlassung erstrebt und die Aufgaben einer solchen immer vielgestaltiger werden.

Offenbar sind es auch in Zukunft an heldenmütigen Jungfrauen nicht fehlen, die den Beruf in sich fühlen, in selbstloser Hingabe an andere im Ordensstande die eigene Vollkommenheit und Heiligkeit zu erlangen.

— In der Fastenzeit. —

Von Elisabeth Düter.

(Nachdr. verb.)

In Fräulein Liebesohns Arbeitszimmer ging es geschäftig her. Die Nähmaschine surte, die Scheren klapperten und trafen sich gierig durch die bunten Kleiderstoffe, welche wohl zu Osterkleidern verarbeitet werden sollten, und an denen die Schülerinnen von Fräulein Liebesohn ihr Können betätigen wollten. Anfängerinnen in der eolten Bekleidungskunst zeichneten und lebten an allerhand Mustern herum, und andere junge Mädchen nähten mit der Hand an Kleidungsstücken oder zehnten auf dem langen Schneidertische die Oberstoffe auf die Futterteile.

Fräulein Liebesohne hatte genug zu tun, um überall nach dem Rechten zu sehen und ihren Schülerinnen die nötigen Anweisungen zu geben. Eine davon, Fräulein Rosa, hatte soeben ein Kleid für sich selbst im „Kobbau“, wie sie sagte, fertiggestellt, und ihre Lehrmeisterin forderte sie auf, in das anstößende Zimmer zu gehen, wo Rosa ihr Kleid anprobieren sollte. Sie tat, wie ihr geheißen wurde. Dieses Nebenzimmer war Fräulein Liebesohns Schlafzimmer. Als Rosa sich hier ihres Kleides entledigt hatte und das neu angezogene, zurechtgezupft und gerechelt hatte, dauerte es noch eine kleine Weile, bis die Lehrmeisterin hereinkam, um ihr Gutachten abzugeben. Diese Zeit benutzte das junge Mädchen, um sich in dem schmalen Zimmer umzuhausen. Wie einfach es aussah! Das schlichte Bett war belegt mit Modereisungen und Schnittmuster, die Stühle und der Tisch voller Bündel und Pakete. Als einziger Schmuck der Wände diente ein altes Kreuzifix von Holz, um das ein Rosenkranz geschlungen war. Als Rosa es erblickte, machte sie verwundete Augen, und in ihrem jungen Köpchen jagten sich die Gedanken, welchen sie sogleich, nach ihrer impulsiven Art, Ausdruck geben mußte, als nun Fräulein Liebesohne hereinkam. Fast dachte Rosa nicht mehr an ihre Anprobe, welche sonst in der Schneiderstube als höchst wichtiges Moment erachtet wurde, und fragte in kaum gedämpftem Tone: „Fräulein, sind Sie denn katholisch? Ich dachte — ich meinte.“ Etwas kurz und abweisend kam die Antwort: „Nein, ja, das heißt — ich bin katholisch getauft und „konfirmiert“, das ist alles. Doch, Fräulein Rosa, wie kommen Sie zu der Frage?“

Das junge Mädchen zeigte stumm nach der Wand über dem Bette, wo die katholischen Attribute hingen, als ob sie eine lange traurige Geschichte erzählen wollten: die alte Geschichte von einem Kinde, welches das Vaterhaus verlassen und den Heimweg nicht wiederfinden kann.

„Gehen Sie denn nicht mehr in die Kirche und zu den heiligen Sakramenten?“ fragte die gute Rosa, welche es als treues Kind der katholischen Kirche nicht fassen konnte, daß man ohne sie froh und glücklich sein kann und ihr teilnahmvolles Gesicht verwirrte und bewegte Fräulein Liebesohne. Diese fand jedoch eine Antwort, welche sie stets für solche Fälle bereit hatte:

„Wenn ich auch nicht zur Kirche gehe — ich bin doch gottesfürchtig; ich bete zum Beispiel jeden Abend.“ Dabei zupfte und strich sie an dem neuen Kleide Rosas herum, kniete vor ihr nieder, um den Kleideraum zu kürzen und gleichzeitig ihre Bewegung zu verbergen. Nach kurzer Pause nahm Rosa das Gespräch wieder auf; ihre Neugierde war erge geworden: „Aber wie kommen Sie denn an den Rosenkranz und das Kreuz?“ Da sagte Fräulein Liebesohne: „Meines ist von meiner lieben seligen Mutter, sie war katholisch. Mutter hat an dem Rosenkranz täglich gebetet und besonders in ihrer Todesstunde; das war ihr solch ein Trost. Auch das Kreuz war meiner Mutter teuer; ihre erkalteten Lippen haben es noch geküßt — und den Rosenkranz habe ich ihr aus der Hand genommen, als sie schon tot. Deshalb hebe ich diese Sachen auf, wie Reliquien — nur aus Pietät gegen die Verstorbene.“

Rosa sagte nichts mehr, denn sie hatte eine Saite berührt in Fräulein Liebesohns Gemüt, welche den ganzen Tag vibrierte. Doch die Geräusche des Alltags wußte die klagende Stimme zu ersticken. Rosa beschäftigte heute ganz neue Gedanken. Sie war eines jener glücklichen Mädchen, denen ihr heiliger Glaube alles ist, und die auch nach seinen Vorschriften leben. Er ist in Freud und Leid ihres Glückes Quelle. Rosa beklagte es tief, daß Fräulein Liebesohne diesen kostbaren Schatz von sich geworfen hatte, und ihr mitleidiges Herz sann mit Eifer darauf, eine Seele für den hl. Glauben zurückzugewinnen. Das junge Mädchen war deshalb jeden Morgen vor dem Unterrichte in der hl. Messe; zuweilen brachte sie auch ein kleines Opfer, um ihr Gebet noch wirksamer zu machen.

An dem Vorabend eines Fastensonntages überlegte Rosa nach dem Unterrichte in der Schneiderstube auffallend beim Einpacken ihrer Siebensachen, bis alle Schülerinnen fortgegangen waren. Dann nahm sie allen Mut zusammen und sagte zu ihrer Lehrerin: „Fräulein, morgen nachmittag predigt in unserer schönen Marienkirche ein fremder Vater, welcher die Fastenandachten hält. Wollen Sie einmal mitgehen? Ich hole Sie morgen ab, liebes Fräulein, ja? Bitte, kommen Sie mit!“

Das Fräulein konnte den Bitten ihrer liebsten Schülerin nicht widerstehen; es lag so viel zwingender Liebreiz in dem unschuldigen Wesen, daß sie nachher nicht wußte, wie sie dazu gekommen war, „ja“ zu sagen.

Jetzt war es Sonntag nachmittag; bald mußte Rosa kommen. Fräulein Liebesohne saß am Fenster ihres Arbeitszimmers, das rein und fein aufgeräumt war. Sie sah gedankenvoll auf den Marktplatz hinaus, wo die Bäume schon einen grünen Schimmer zeigten und frohe Kinder umherprangen in Frühlingsahnung.

So lange war es her, daß Fräulein Liebesohne ein glückliches Kind gewesen, als die Mutter noch lebte. Aber sie war ein Kind aus gemischter Ehe, und da fallen die Kinder leichter der religiösen Gleichgültigkeit anheim; und so war es hier gegangen. Die kränkliche Mutter hatte keinen Einfluß auf das Mädchen, sie konnte nur beten — und das hatte sie getan, bis der Tod sie abholte. Dann kam für ihr Kind bald eine große Lebensveränderung in Gestalt eines „Verhältnisses“. Und als sie zu jener Zeit im Beichtstuhl einmal die Botsprechung nicht erhalten hatte, weil sie die nächste Gelegenheit zur Sünde hatte nicht aufgeben wollen, da war es vorbei mit dem religiösen Leben. Seit Jahren schon hatte Fräulein Liebesohne aus Trost keine Kirche mehr besucht. Aber Frieden und Glück waren zu gleicher Zeit von ihr gewichen.

Zuerst hatte die Leichtsinne erfahren müssen, was irdische Liebe für ein flüchtiges Ding ist, wenn

sie nicht in letzter Hinsicht auf Gott zielt und seines Segens gewiß sein kann. Der Geliebte, dem sie so vieles geopfert, hatte sich von ihr abgewandt und ein reiches Mädchen geheiratet. Das war eine schlimme Zeit gewesen, voll Groll und Bitterkeit, voll Hader mit Gott und der Welt. Aber Fräulein Liebesohne ergriff eine Lebensstütze, die nie versagt; sie raffte sich auf zu steter Arbeit. Bald war es ihr gelungen, eine Schneiderstube zu errichten, und seitdem hatte sie ein sorgenloses Auskommen; aber die Jahre hatten sie al. gemacht und schwanden glücklich und treulos dahin. Und so spann das alternde Mädchen den gewohnten Gedankengang auch heute weiter: „Wozu? Für wen? Wer würde trauern, wenn sie heute scheidet? Des Lebens ganzer Jammer packt mich an“, dachte sie heute mit dem Dichter.

Ach — und da unten gingen junge Leute vorbei und sangen: „Wie ist das Leben doch so schön!“ Nein, das Leben war nicht schön, nur Arbeit und Sorge um etwas, was der Mühe nicht wert ist. Wozu nur?

Noch lange würde Fräulein Liebesohne diesen Gedanken sich überlassen haben, wenn es nicht gekloppt hätte und wie ein Sonnenstrahl die liebe Rosa hereingeholt wäre. Froh, ihren unbefriedigenden Gedanken entrückt zu sein, beeilte sich das Fräulein, mit Rosa fortzugehen und sie schritten der Kirche zu. Aber wie staunte Fräulein Liebesohne, als sie durch den redengewandten Vater auf der Kanzel ihre eigenen Gedanken wieder ausprechen hörte. Wie klar und wahr wußte der Ordensmann alles das zu schildern, was in der Menschenseele vergeht, die da lebt ohne Glauben an ein Jenseits, ohne Gott! Und wie tödlich die Worte, welche wie Balsam in ein Herz fielen, welches solch ein Leben todwund gemacht hatte:

„Es ist nichts als das Streben nach höherem Ziele, was das Leben erträglich macht.“ Und: „Das irdische Leben behält sein Elend; aber daraus werden geprossen für die Eiter zur glücklichsten Ewigkeit.“

Das waren Brosamen für die verhungerte Seele des Fräulein Liebesohne; sie saß und grübelte und sann, als der Prediger schon längst die Kanzel verlassen hatte, dann sah sie auf Rosa, welche neben ihr auf den Knien lag und inbrünstig für sie betete. Denn Rosa hatte ihre Rechnung nicht ohne das Herz Jesu gemacht, welches voll Erbarmen das Heil der Sünder wünscht.

Schweigend war Fräulein Liebesohne, als Rosa sie nach Hause beleitete, und sie verschwieg ihr auch, welchen Eindruck auf sie die Predigt gemacht und daß sie sich vorgenommen, jede Fastenpredigt zu besuchen. Rosa hatte die heimliche aber große Freude, ihr Fräulein stets, hinter einem Veiler versteckt, aufmerksam den Vorträgen folgen zu sehen. Es jubilierte aber in dem jungen Mädchenherzen, als das hohe Osterfest Fräulein Liebesohne wirklich am Tische des Herrn sah.

Frühling war es in der Natur draußen, Frühlingsfreude zog nach langem Wintergraus in manches armelige Menschenherz, dessen dürres Erdrreich gelodert und befeuert war in der heiligen Fastenzeit.

So wird es bald wieder grünen und blühen in den vielen anderen Christenherzen, die sich von der Gnadenionne der heiligen Sakramente bescheiden lassen. Lebensmut und Freude werden einziehen, wo immer ein williges Ohr hört und dem Wirken der göttlichen Gnade kein Hindernis entgegensetzt wird während der Fastenzeit, der Vorbereitungszeit auf das Frühlingsfest der heiligen katholischen Kirche.

Splitter.

Viele, die meisten, beten; aber wie? Sie beten in der Not, in der Bedrängnis, in Kummer und Sorgen, wenn eines im Hause krank ist oder am Sterben, wenn sie sich gar nicht mehr zu helfen wissen, — ja wohl, dann beten sie . . . Aber recht bei Licht befehen, ist unter Beten eigentlich nur ein Betteln, und vom ganzen Vaterunser scheinen viele Menschen nur zwei Worte behalten zu können, nämlich die Worte: „Gib!“ und „Beigib!“

## Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

### Marlei über Erziehung.

Das Römische Ritual, welches die kirchlichen Vorschriften enthält, die bei Spendung der heiligen Sacramente zu beobachten sind, gibt dem Pfarrer auf, „sobald er erfährt, daß zwei Personen eine Ehe miteinander beabsichtigen, solle er vor allem sich darüber Gewißheit verschaffen, ob beide die notwendigsten Wahrheiten der Religion wüßten, weil sie ja später ihre zu hoffenden Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens unterrichten müßten.“

Die Kirche hält also an dem Grundsatze fest, daß Vater und Mutter die ersten und natürlichsten Religionslehrer ihrer Nachkommen sind. Er ist ihr aus dem Alten Bunde überliefert worden, wo Gott seinem ausgewählten Volke durch Moses anbefahl, Seine Worte, Worte und Gebote „den Kindern mitzuteilen in Haufe, beim Gehen, auf dem Wege, beim Schlafengehen und beim Aufstehen“ (5. Mos. 6, 6, 7); wo Salomon (Sprichw. 29, 17; 14, 24) und Jesus Sirach (7, 25; 30, 13) den israelitischen Eltern wiederholt einschärften: „Hast du Söhne und Töchter, so unterweise sie von Kindheit an jeden Augentag . . . eifrig wende Mühe auf sie.“ Der heilige Apostel Paulus hat dieses Gebot in den Neuen Bund eingeführt, indem er den Ephesiern (6, 4) vorschrieb: „Ihr Väter! erziehet eure Kinder in des Herrn Furcht und Belehrung.“ Und seitdem ist dasselbe in der Kirche zu allen Zeiten und unter allen Umständen untrüchtl. erhalten worden. Der Kirchenvater Chrysostomus († 417) predigte den Eltern: „Ihr seid die Apostel eurer Kinder und eure Lippen sind ihre Bücher;“ und zu seiner Zeit war es Sitte, daß die Mutter bei ihrem ersten Kirchgang dem Säugling ein Evangelienbuch in den Arm legte, um durch diese symbolische Handlung den Voratz auszudrücken, den Neugeborenen in den Lehren und Vorschriften Jesu unterrichten zu wollen. Kaiser Karl der Große hat in seine deutsche Gesetzsammlung die Verordnung der Synode von Arles (513) aufgenommen, welche vor allem Eltern und Vätern verpflichtete, die Kinder in den Anfangsgründen des Glaubens mit dem größten Fleiße zu unterrichten; „dazu seien sie verbunden, heißt es, jene aus natürlicher Elternpflicht, die wegen der bei der Taufe übernommenen Bürgschaft.“ Aus den zahlreichen Erbauungsbüchern des Mittelalters führe ich nur das Sätzchen aus dem „Seelenführer“ (1498) an: „Das christliche Haus soll für die zarten Kindlein die erste Schule und die erste Kirche sein.“ Die erste Religionslehre soll also die Mutter sein, sie kann schon in frühester Kindheit tiefere Religiosität und Frömmigkeit den Kindern einprägen und pflegen. In der Lebensbeschreibung des hl. Franz von Sales wird uns erzählt, das erste zusammenhängende Sätzchen, das über seine bis dahin nur abgebrochene Worte stammenden Lippen gekommen, sei gewesen: „Der liebe Gott und Mama haben mich recht lieb.“ Wie mag der Kleine wohl auf diesen Gedanken gekommen sein? Vielleicht auf dem Wege, den uns der berühmte Kapuzinerpater Martin v. Cochem († 1712) beschreibt. „Als ich zu sprechen anfing,“ erzählte er in einem seiner Erbauungsbücher, „stellte mir meine Mutter die Frage: ‚Mein Kind, wen hast du lieb?‘ und lehrte mich antworten: ‚Ich habe Gott lieb.‘ Sie fragte weiter: ‚Warum hast du Gott lieb?‘ Antwort: ‚Weil er ein so lieber Gott ist.‘ Nachdem sie mir dann geschildert, wie gut und liebenswürdig er sei, fuhr sie mit dem Fragen fort: ‚Hast du auch deinen Vater lieb?‘ Ein freudiges Ja überströmte meine Lippen. ‚Wen hast du lieber, Gott oder deinen Vater?‘ Als ich mit der Antwort zauderte, lehrte sie mich sagen: ‚Ich habe Gott lieber.‘ — So entstand in mir der Gottesbegriff und die Gottesliebe.

Ich kann mir übrigens denken, daß ein kleines Kind auch ohne viele Worte den Eindruck von der Größe eines höheren Wesens hauptsächlich

infolge von frommen Handlungen empfängt, welche die Mutter mit ihm vornimmt oder in seiner Gegenwart verrichtet; es sieht sie z. B. andächtig daliegen, sie faltet ihm die Händchen, deutet ihm ehrerbietig auf ein Christusbild hin und vergleicht. Durch Wahrnehmung dieser Vorbilder bildet sich gleichsam eine überirdische, göttliche Lust um die Seele des Kindes, welche von dieser unbewußt eingeatmet wird und dort das übernatürliche Leben, das himmlische Denken und Fühlen, erweckt, erhält und stärkt, welches durch die Wiedergeburt aus dem hl. Geiste, durch die Taufe eingepflanzt worden ist. Auf eine solche heilige Atmosphäre, welche von der Mutter ausgeht, führt der Dichter Clemens Brentano den frommen Sinn zurück, der ihn unter allen Stürmen des späteren Lebens nie verläßt. „Eines Abends, erzählt er, war meine Mutter in Gesellschaft gewesen; ich und die Geschwister schliefen schon, als sie heimkehrte; in einem schwarzen Mäntelchen trat sie in die Kinderstube; nur ich wachte auf und sah, wie sie zu den Bettchen hintrat und mich und die Schlummernden küßte und uns segnend das Kreuz über die Stirne machte.“ Der Kuß hat Brentano das Gefühl der Mutterliebe, der Segen ihm das der Gottesliebe eingestößt, ehe er beide noch mit dem Verstande zu erfassen vermochte.

Mit zunehmendem Alter und fortschreitender Fassungskraft kann man auch zu eigentlichen Belehrungen, Erzählungen und Erklärungen übergehen. So hat das schwierige Thema über das Dasein und die Tätigkeit der Seele eine fromme Mutter also behandelt: „Leg einmal dein Händchen hier auf die Brust, mein Kind!“ so begann die Erzieherin; „nicht wahr, da fühlst du, wie es pocht? Das ist dein Herz und darin lebt und wirkt deine Seele. Weißt du wohl, was das ist, deine Seele? Sieh, du kannst deine Seele nicht sehen, du kannst sie auch nicht anfassen, aber du fühlst sie. Wenn mein Kind artig war, hübsch gelolot hat, und die Mutter nimmt es auf den Schoß und küßt es und sagt: Du bist mein liebes, gutes Kind, dann freust du dich, nicht wahr? und dein Herzchen klopft stärker, und du bist so fröhlich. Siehe, das ist deine Seele, die sich in dir freut. — Und wenn du auf der Straße gehst, und da kommt ein armes Kindchen in zerissenem Kleidchen, das niert und hungrig ist, dann fühlst mein Kind Mitleid, es wird traurig und sagt: Mutter, kannst du nicht dem Armen helfen? Siehe, das ist deine Seele, die in dir traurig ist, und die wünscht, daß sie doch helfen könnte. — Und wenn die Mutter das Kind ein schönes Versehen lehrt, oder wie jetzt eben zu dir spricht, da siehst du mich an und hochst mit deinen Ohren; aber es ist die Seele, die allein versteht die Worte, die behält sie und hat sie gern. — Und wenn mein Kind einmal unartig war, recht böß und eigen sinnig, dann ist ihm gar schlecht zu Mute, es kann gar nicht froh sein, es kann nicht oergnügt spielen; warum wohl? Weil die Seele drinnen gar traurig ist, da gefallen dem Kinde keine schönsten Spielsachen und Puppen nicht; wenn es dann abbittet und Mutter ist wieder gut, dann wird es mit einem Male wieder so froh. Das ist auch die Seele, die sich wieder freuen kann, weil nun das Böße fort ist. — Also das, was in dir denkt und fühlst, was versteht, wenn ich zu dir spreche, was fröhlich oder traurig ist, das ist deine Seele, deine unsichtbare Seele, die in dir wohnt. Dein ganzer Leib ist gleichsam das Haus der Seele, und solange sie darin wohnt, lebst du, kannst du sehen und hören, fühlen und laufen. Eines Tages aber wird der liebe Gott die Seele rufen, dann fliegt sie aus dem Leibe heraus, und das Gelein, das sie beschützt hat, fährt sie hinauf, weit über die Sterne, in des lieben Gottes schönen Himmel. Der Leib ist dann wie ein Kleid, das man ausgezogen hat und nicht mehr brauchen kann. Aber die Seele, die bist du, die geht zum lieben Gott und lebt immer, immer in dem schönen Himmel.“ Freilich werden nur tiefgläubige, nachdenkende und liebevolle Mütter es fertig bringen, ihre Schützlinge so verständnisvoll

in der Furcht Gottes zu unterweisen und die hl. Frömmigkeit in ihren zarten Herzen zu pflegen. Jedenfalls gilt aber von ihrer Wirksamkeit voll und ganz das Wort des hochseligen Papstes Leo XIII. in einem seiner berühmten Sendreiben. „Der Unterricht, der am besten geeignet ist, dem Glauben und den Sitten zur Schutzwehr zu dienen, ist derjenige, der in der zartesten Kindheit im häuslichen Kreise seinen Anfang nimmt.“

### Für die lieben Erstkommunikanten.

Jesulein, bist du da?

Von all' den kleinen Waisenkindern im Kloster paßte keines so gut auf wie Emmi, wenn Schwester Maria vom Christkind erzählte. Daß das arme Jesulein auf Heu und Stroh in der harten Krippe im kalten Stalle liegen mußte, war doch gar zu traurig. Ja, der Ochse und der Esel, das waren brave Tiere, weil sie es anhauchten und wärmten. Emmi hätte gerne ihr Bettchen hergegeben und auf der bloßen Erde geschlafen, aber das war ja alles schon so lange her, sagte die Schwester. Und Bethlehem war so furchtbar weit; über's Meer mußte man fahren und wohl gar auf einem Kamel reiten, um hinzukommen. Nein, das konnte Klein-Emmi nicht. Aber einmal hatte die Schwester gesagt, daß Jesulein wohne auch in der schönen großen Kapelle. Freilich, all' die hübschen Bänke waren für die Schwestern und die Kinder, die hineindurften, und für den Herrn Pfarrer, dem Emmi immer eine Hand gab und ein Knixchen machte, wenn sie ihm begegnete, und der so schön angezogen war, wenn er an dem hohen Tische stand und betete und sang und die Messediener klingeln ließ mit seinen Silberschellen. Für das Jesulein war nur das winzige Schränkchen auf dem großen Tische. „Darin wohnt es Tag und Nacht,“ hatte Schwester Maria gesagt. Ei, mußte das klein sein und still und brav. Emmi hatte es so lieb, so sehr lieb. Wenn sie doch nur einmal zu ihm dürfte! Die Großen durften schon; Emmi wußte das. Wenn sie auch schon groß wäre!

Doch warum soll'en denn nur die Großen zum Jesulein? Das mochte gewiß auch gern die Kinder bei sich haben. Die Schwester hatte es selber früher gesagt, und Emmi konnte noch deutlich wiederholen, wie es rief: „Lasset die Kindlein zu mir kommen!“ Ganz gewiß, das Jesulein wartete schon lange auf Klein-Emmi und sie hatte das gar nicht gewußt; da mußte sie doch wirklich gleich zu ihm. Ein bißchen lieb halten wollte sie es und ihm etwas erzählen von dem großen Schneemann draußen im Hofe und ihm versprechen, immer und immer artig zu sein. Und mit schnellen Trippelschrittchen läuft Emmi in die Kapelle. Erst macht sie ein tiefes Knixchen, viel tiefer als vor dem Herrn Pfarrer, dann tunkt sie das ganze dicke Patishändchen ins Weihwasser und macht regelrecht und andächtig ein Kreuzlein. Keuchend schleppt und schiebt sie den großen Tritt, den Schwester Hildequud braucht, wenn sie den Altar schmückt, so nahe, daß sie hinausklettern kann. Eins, zwei, drei ist sie oben. Nun hockt sie vor dem Tabernakel. Bei der Mutter Oberin muß man an die Tür pochen, fein mit einem Finger, dann hört sie und kommt heraus und sieht, wer da ist. Beim Jesulein wird man doch wohl auch anklopfen müssen. Zaghaft pocht das Kind. Aber das Türlein bleibt verschlossen. Noch einmal: Poch, poch! Und wieder alles still. Emmi legt ihr Köpchen dicht an die Tabernakeltür und fragt: „Jesulein, bist du da?“

Emmi kann nicht begreifen, daß alles so still bleibt. Ob das Kindlein schläft? Emmi muß noch einmal fragen. Da kommt Schwester Hildequud; sie erichricht org, als sie das kleine Mädchen sieht. Als sie aber hört, wie es ruft: „Jesulein, bist du da?“ schilt sie nicht; sie hebt die kleine Heilandsucherin vom Altarische und erzählt ihr vom heiligen Brot, das im Schränklein ist, in einem schönen goldenen Reich, und erzählt vom großen Gott, der in dem Stücklein Brot verborgen ist, und den man in sein Herz aufnehmen darf, wenn man lehr, aber sehr brav ist.

**Bonifatiusbote**

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 10.                      Sonntag den 8. März 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechende Rabat. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Zweiter Fastensonntag. — Der große Tempel. — Aus dem Kalender der Woche. — Aus der Franziskaner-Mission in Japan. — Verlobtes Gottvertrauen. — Sprüche. — Allerlei über Erziehung. — Weiße Lehren für die Eltern.

**Wochenkalender.**

- Sonntag, 8. März, 2. Fastensonntag. Joh. v. Gott, Bel.
- Montag, 9. März, Franziska, Rom. Witwe. †
- Dienstag, 10. März, 40 Martyrer. †
- Mittwoch, 11. März, Kofina, Jungfrau u. Mari. †
- Donnerstag, 12. März, Gregor d. Gr., Papst u. Kchl. †
- Freitag, 13. März, Fest des hl. Gratius des unsers Herrn Jesu Christi. ††
- Samstag, 14. März, Mathilde, Kaiserin. †

**Zweiter Fastensonntag.**

**Verklärung Jesu.**

Evangelium Matth. 17, 1-9.

In jener Zeit nahm Jesus den Petrus, Jakobus und Johannes, dessen Bruder, mit sich und führte sie abwärts auf einen hohen Berg. Da ward er vor ihnen verklärt, und sein Angesicht glänzte wie die Sonne, seine Kleider aber wurden weiß wie der Schnee. Und siehe, es erschienen ihnen Moses und Elias, die redeten mit ihm. Petrus aber nahm das Wort und sprach zu Jesus: „Herr, hier ist gut sein, willst du, so wollen wir drei Hütten machen, dir eine, dem Moses eine und dem Elias eine.“ Als er noch redete, siehe, da überschattete sie eine lichte Wolke. Und siehe, eine Stimme aus der Wolke sprach: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe; diesen sollt ihr hören.“ Da die Jünger dieses hörten, fielen sie auf ihr Angesicht und fürchteten sich sehr. Und Jesus trat hinzu, berührte sie und sprach zu ihnen: „Stehet auf und fürchtet euch nicht! Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie niemand als Jesus allein. Und da sie vom Berge herabstiegen, befohl ihnen Jesus und sprach: „Saget niemanden dieses Geheißt, bis der Sohn des Menschen von den Toten auferstanden sein wird.“

**Der große Tempel.**

**H**ehre dem Herrn in seinem Tempel! Das ist die Volung, die der Psalmist an alle ergehen läßt. (Ps. 28, 9) Dieser Tempel hat aber keine anderen Mauern als die Grenzen des Weltalls; ja er erstreckt sich bis in die Ferne der Unendlichkeit. Denn der Tempel Gottes ist überall, und überall ist darin ein Altar, wo ein Mensch seine Seele zu Gott erhebt, der überall zugegen ist. Diesen Tribut der Ehre erweisen wir Gott im Gebete, das nicht an bestimmte Orte beschränkt ist, sondern an jedem Fleck des Weltalls verrichtet werden kann.

Seht den Heiland; das Evangelium zeigt uns ihn heute in seiner Verklärung auf dem Tabor. Wie aber der Sonne die Morgenröte vorangeht, so ging der Verklärung das Gebet voran. Jesus

hat also auf einem Berge gebetet und dort oben sein Herz ausgeschüttet vor dem himmlischen Vater. Und schon den Stall zu Bethlehem macht der Erlöser zu einem Tempel und die Krippe zu einem Altar. Wie der Apostel im Hebräerbrief bezeugt, hat Christus beim Eintritt in die Welt die Worte gesprochen: Brand- und Schlachtopfer hast du, o Gott, nicht gewollt, einen Leib aber hast du mir bereitet und da: um spreche ich: siehe ich komme, um zu tun deinen Willen.

Und wenn wir in Nazareth jenes arme Haus betreten, so werden wir Zeugen des Gebetes, das der Zimmermannssohn verrichtet im Kreis der hl. Familie. Auf einem sinnigen Bild sah ich den Jesusknaben, wie er mitten in der Stube kniet und seine Händchen zum Himmel ausstreckt in engelgleichen Gebet, während Maria zusehnt und der hl. Joseph eben nach Hause zurückkehrt.

Und als Jesus 40 Tage lang in der Wüste seinen Körper marterte mit Fasten, da hat er seinen Geist erquickt mit der Speise des Gebetes. In seiner Todesangst am Ölberg stärkt er sich durch das Gebet, die Stunden am Kreuz heiligt er durch vertrauliches Zwiegespräch mit seinem Vater, bis er ihm seinen Geist zurückgibt mit dem lauten Ruf: Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.

Obgleich nun dem Heiland jeder Ort willkommen war zum Gebet, so bevorzugte er doch den Tempel zu Jerusalem. Schon am 40. Tage nach seiner Geburt hat er dort auf den Armen seiner Mutter sein Leben als ein Erstlingsopfer dem himmlischen Vater zur Verklärung geweiht. Im 12. Lebensjahre aber zog er mit seinen Eltern nach Jerusalem und verweilte dort drei Tage im Tempel.

Ihr seht, Freunde, daß für unsern Heiland jeder Ort ein Tempel war, um darin dem Vater Ehre zu erweisen in frommen Gebeten. So soll es auch bei uns sein. Da holst du aber einen Pfeil aus der Bibel, um diese Mahnung zu verstärken; ja der Heiland scheint selber diesen Pfeil abzudrücken, wenn er in der Bergpredigt folgende Warnung erläßt: „Wenn ihr betet, so sollt ihr nicht sein wie die Heuchler, die gern an den Straßenecken und in den Synagogen stehen und beten, damit sie von den Menschen gesehen werden. Wahrlich, ich sage euch, sie haben ihren Lohn schon empfangen! Du aber, wenn du betest, gehe in deine Kammer und schließ die Tür zu und bete zu deinem Vater im Verborgenen; und dein Vater, der ins Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ (Matth. 6, 5.) — Soll man also auf den

Straßen und in den Tempeln nicht beten dürfen, sondern das Gebet beschränken auf den Winkel im verriegelten Gemach? Das wäre Wasser auf die Mühle so mancher abgestandener und kirchenscheuen Katholiken, die über den Kirchenbesuch sich hinwegsetzen mit der billigen Phrase: „Ich habe meine Religion; aber ich bete im stillen Kammerlein, wie der Heiland meint.“ Eine solche Auslegung schüttet das Kind mit samt dem Bade aus und wirft mit der Schale den Kern fort. Nein, so hat es der Heiland wahrlich nicht gemeint, vielmehr will er einzig und allein warnen vor dem Schein des Gebetes. Denn wer an Straßenecken und in Synagogen betet, nur um von den Menschen gesehen zu werden und in den Geruch der Heiligkeit zu gelangen, der läßt keine Gottesverehrung, sondern treibt Götzendienst und Selbstverherrlichung, und verliert nicht nur seinen Lohn, sondern verdient noch Strafe. Vom Scharfsinn des hl. Augustinus aber laß dich belehren, daß mit der „Kammer“ das Herz gemeint ist, das stille Heiligtum der Seele, das wir schließen, wenn wir alle Menschenlüchtheit, alle Neugierde, alle Zerstreuung, alle irdischen Regungen daraus verbannen, wenn wir den Allwissenden allein zum Zeugen einladen und von ihm allein unsern Lohn erwarten. Geh' also immerhin in deine „Kammer“, mein Christ, und verrichte deine häuslichen Gebete mit aller Gewissenhaftigkeit, aber stelle auch deinen Mann draußen in der breiten Öffentlichkeit. Siehst du denn nicht, daß unsere heutigen Verhältnisse gerade das Gegenstück sind zu jenen, die Jesus im Auge hat? Wenn damals ein Mann von Würde an der Straßenecke stand oder in der Synagoge sich aufzuspannte, so erntete er Lob und Anerkennung. Wenn aber heut ein Mann auf der Straße kniet, um den Heiland anzubeten, der zu einem Kranken vorübergetragen wird, wenn er im Gotteshaule vor dem Richterstuhle sich einfindet, wenn er zur Kommanionsbank hinschreitet, ist er da nicht oft genug dem Geipötte preisgegeben?

Du aber, mein katholischer Mitbruder, sei aufrecht und kümmer dich nicht um Menschenurteil; suche weder das Lob der Freunde noch fürchte den Spott der Feinde. Der einzige Kompaß, nach dem du dein Handeln einrichten darfst, ist das Wohlgefallen Gottes. Sprich es mit dem Völkerapostel, der da spricht: „Mir liegt nichts daran, von euch gerichtet zu werden oder von irgend einem menschlichen Gerichtshof; der mich richtet, ist der Herr.“ Veräume nicht deine religiösen Pflichten in der

**Offenlichkeit aus Menschenfurcht und veräume sie nicht im Verborgenen aus Trägheit.** Ueberall sei dir ein Tempel aufgetan, deinem Schöpfer darin zu dienen in demütigem Gebete. In dieser Fastenzeit zumal soll dein Gebetskeiser anschwollen und wachsen gleich den Knospen an den Bäumen. Bittet, und ihr werdet empfangen, suchet, und ihr werdet finden, klopfet an, und es wird euch aufgetan werden.

Der Burgpfarrer.

### Aus dem Kalender der Woche.

Die Sachen, die einem lieben Toten gehört haben, werden von seinen hinterbliebenen Freunden und Angehörigen als teure Andenken hochgehalten; so oft man sie zu Gesichte bekommt, weicht man den Dahingegangenen einige Augenblicke der Erinnerung und gedenkt dankbar all' des Lieben und Guten das man von ihm empfangen. So wurden auch all die Sachen, die mit dem leidenden und für die sündige Menschheit am Kreuze gestorbenen Heilande in irgend eine Berührung gekommen waren, von seinen Freunden und Anhängern sorgfältig bewahrt und verwahrt und sind insolge dieser ihnen zuteilgewordenen Wertschätzung zum großen Teile auf uns gekommen. Dazu gehört auch das linnene Tuch, in welches nach dem Berichte der Evangelisten Joseph von Arimathia den Leichnam Jesu vor seiner Bestattung eingehüllt hatte. Diesem schlichten Totenkleide des Erlösers hat die Kirche ein eigenes Fest gewidmet, das den Namen „Fest des heiligen Leichentuches des Herrn“ trägt und am Freitag nach dem zweiten Fastensonntag gefeiert wird.

Die kostbare Reliquie befand sich zuerst in jener Stadt, in der sich die ergreifende Leidensgeschichte des Herrn abgespielt hatte, in Jerusalem. Aber im Jahre 1187 die hl. Stadt von den Türken erobert wurde, flüchteten die Christen damit nach der Insel Cypern. Hier verblieb das hl. Leichentuch bis 1431; zu dieser Zeit übergab es geschenktweise in den Besitz des Herrscherhauses von Savoyen und wurde in der damaligen Hauptstadt von Savoyen, in Chamberg, aufbewahrt. Im Jahre 1578 wollte der hl. Karl Borromäus eine Wallfahrt zu dem Heiligthum unternehmen; als dies der Fürst Emmanuel Philibert hörte, wollte er aus tiefer Verehrung gegen den Heiligen diesem den weiten Weg ersparen und ließ die Reliquie nach Turin überbringen, wo sie am 15. September in feierlichem Zuge ankam und zum ersten Male für das Volk zur Verehrung ausgelegt wurde.

Seither wurde das hl. Tuch, das bis heute in Turin geblieben ist, des öfteren öffentlich ausgestellt, das letztemal im Jahre 1868 gelegentlich der Hochzeit des Kronprinzen Humbert.

Da die Kirche die Wahrheit nicht zu scheuen braucht, wurde bei der letzten Ausstellung eine genaue, von Vertretern der Wissenschaft angeordnete Untersuchung des hl. Leichentuches vorgenommen. Vor allem wurde es unter Einwirkung starken elektrischen Lichtes photographiert, die also gewonnenen Bilder wurden nochmals scharf aufgenommen, sodas die geringsten Spuren darauf, die mit dem bloßen Auge nicht wahrgenommen werden konnten, deutlich sichtbar hervortraten.

Das Ergebnis war ein überraschendes. Jede Hälfte der linnenen Hülle, die nach dem Urteile von Sachverständigen der Art des Gewebes nach aus dem ersten Jahrhundert n. Chr. stammt, zeigt einen Abdruck vom heiligsten Leichnam des Erlösers, und zwar bietet die eine Hälfte die Vorderseite, die andere die Rückseite des Körpers. Das feine Linnen, das 4 Meter 10 Zentimeter lang und 1 Meter 40 Zentimeter breit ist, wurde nämlich unter dem Leichnam des Gottesohnes ausgebreitet, über den Kopf zurückgeschlagen und über das Antlitz und den Körper bis zu den Füßen gedeckt. Mit Weinwandstreifen wurde dann die Hülle befestigt und zusammengeschnürt.

Das Bild der Vorderseite zeigt deutlich die Gestalt des Erlösers, das Haupt, den Oberkörper,

die Arme mit den kreuzweise übereinandergelagerten Händen, die ausgestreckten Beine und Füße. Hiernach ist sogar das ernste, noch im Tode schmerzliche Antlitz wahrnehmbar, umrahmt von langem, sorgfältig geordnetem Haar und mittelgroßem Barte. Auch die Wundenmale an den Händen und Füßen und die Seitenwunde haben deutliche Spuren zurückgelassen.

Wie sind aber, so wird der Zweifler fragen, diese Abdrücke auf der Leinwand entstanden. Die Untersuchung hat ergeben, daß es meist Blutspuren sind. Vor dem Begräbnis wurde der Leichnam des Herrn gewaschen und mit kostbaren Spezereien eingerieben und dann in das Linnen gehüllt. Die irdischen Wunden bluteten selbst dann noch fort und das aus ihnen sickende, mit Wasser vermischte Blut vermengte sich mit den Salben und drückte die Umrisse des Leichnams auf das Tuch ab. Daß aber auf dem linnen Stoffe auch die Linien und Füge des hl. Antlitz sichtbar wurden, läßt sich wohl schwer erklären; hier gilt das Wort: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“

Der Größe des Bildes auf dem Leichentuche entsprechend wäre Christus etwa 1 Meter 77 Zentimeter groß gewesen.

Wir haben auch noch einen anderen Abdruck des Angesichtes des Erlösers, nämlich auf dem Schweißruche der Veronika, das der Legende nach diese fromme Frau dem Heilande auf seinem Schmerzenswege dargereicht hat. Zum Danke für diesen Liebesdienst hat dann der Gütige sein dornenumwundenes Antlitz auf das Tuch abgedrückt. Diese Reliquie befindet sich in der St. Peterskirche in Rom.

Vielleicht hast Du, lieber Leser, den Wunsch, auch einmal diese Heiligtümer der Christenheit schauen zu dürfen. Da dies Dir aber voraussichtlich unmöglich sein wird, so magst Du Befriedigung in dem Gedanken finden, daß Du den Heiland selbst täglich sehen kannst. Weißt Du, wann und wo?

Der Kalenderschreiber.

### Aus der Franziskaner-Mission in Japan.

Von P. Wolfgang Lang, Missionar in Japan.

In weiter Ferne eurer Heimat, lieber Leser, hoch im Norden Ostasiens, liegt eine Insel, deren Name euch allen wohl bekannt ist, deren Name aber für euch und alle Menschen keinen guten Klang hat, spricht er doch nur von Elend und Not, von harter Sklavenarbeit und eifriger Kälte, von Verbrechen, von Raub, Totschlag und Mord. Sachalin! Wer schaudert nicht zusammen, wenn er dieses Wort vernimmt! Er sieht nicht den Nordstrahl derer blitzen, die Rufland wegen ihrer unmenschlichen Taten hierher verbannt hat; hierher verbannt, weil sie nicht mehr verdienten, in der Nähe anderer Menschen zu weilen, gleichen Boden mit ihnen zu betreten! Sachalin! wer schaudert nicht zusammen, wenn er hört, von der Kälte, die dort 40 Grad übersteigt, wenn er hört, daß ständige Rebel auf der Insel lagern, die nur an 35—60 Tagen der Sonne gestatten, ihren erhellenden und erheiternenden Strahl auf das Land und seine Bewohner zu senden! Noch schwerer aber lasteten auf dem unglücklichen Lande die finsternen Nebel der Gottentfremdung und Sünde. Unter den armen Verbannten waren manche, die ihren Fehltritt in heftigem Zorn oder in der Trunkenheit begangen hatten und nun fürchtbare Luße dafür tun mußten. Wie gern hätten manche der katholischen Polen sich wieder mit ihrem Gott ausgeföhnt, um den Frieden der Seele zu finden und durch ein frommes Leben ihre Jugendjüde wieder gut zu machen. Aber nur einmal im Jahre kam unter der russischen Herrschaft ein Priester in Polizeibegleitung hierher, um flüchtig die hl. Sacramente zu spenden. Ein Eingehen auf die persönlichen Angelegenheiten einzelner war nicht möglich, wurde auch von der katolikfeindlichen russischen Regierung nicht gestattet.

Doch auch für dieses Land oder wenigstens für einen Teil desselben sollten bessere Tage kommen. Als der südliche Teil der Insel Sachalin, etwa so groß wie Baden und Württemberg zusammen, im Frieden von Portsmouth nach dem russisch-japanischen Krieg, an Japan gekommen, ergoß sich ein Strom von Auswanderern aus dem überfüllten Sünden Japans nach Sachalin oder Karafuto, wie es

japanisch heißt, um sich hier leichter ihr Brot verdienen zu können. Die japanische Polizei führte ein strenges Regiment; die Sträflinge zogen sich mehr nach dem Norden zurück, oder gingen in ihre Heimat. Nur wenige, die ihre Strafe über eine übereilte Tat willig trugen, blieben im Lande, darunter einige katholische Polen. Auch unter den japanischen An siedlern waren einige Katholiken, im ganzen etwas über 100. So stellte sich denn die Notwendigkeit ein, für das Seelenheil dieser einsamen Schäflein zu sorgen. Der früher von der russischen Regierung einmal jährlich gesandte Priester kam nicht mehr seit Abtretung des Landes an Japan. Nur nach Ueberwindung vieler Hindernisse konnte der japanische Anteil des Landes der Diözese Palodate im Nordjapan angegliedert und ein Missionar im Jahre für 1—2 Sommermonate gesandt werden. Solten aber die wenigen Katholiken nicht verloren gehen, oder gar neue gewonnen werden, so mußte mehr geschehen.

Der Hochwürdigste Herr Bischof Verboz übertrug die Seelsorge und Missionierung den deutschen Franziskaner-Missionaren aus der thüringischen Provinz (Sulda), die seit 1907 recht segensreich in Nordjapan (Kollaido) wirken. Gestern übernahmen diese den überaus schwierigen Posten der Hoffnung, das Reich Christi auch auf dieser unwirtschaftlichen Insel auszubreiten. Mitte April 1913 kamen zwei Missionare in der Hafenstadt an — Omori — und begaben sich gleich in die Hauptstadt Toyohara. Ein schon vorher durch Vermittlung eines Christen gemietetes Haus bot vorläufig Obdach. Der erste Schritt war getan. Täglich wurde zweimal das hl. Opfer gefeiert; das Blut des Getreuzigten floss auf dem Opferaltar täglich für die Bekehrung Sachalins. Durch unermüdbliche Arbeit gelang es, die Christen der nächsten Nachbarschaft zu sammeln, etwa 35 an der Zahl. Wie freute sich da der Missionar, wenn am Sonntag Morgen die Gläubigen dicht gedrängt in seiner Stube knieten und ihm kaum Platz ließen, den Tragaltar aufzuschlagen. Freilich mußte er es mit in den Kauf nehmen, wenn während der hl. Messe die Kinder mit dem Mehrgewand spielten, wenn so eine kleiner unruhiger Japaner ununterbrochen die Schelle schwang, wenn die kleinen Kinder auf dem Rücken ihrer Mütter einen Heidenlärm vollführten, wenn selbst eine Frau, den Säugling an der Brust, die hl. Osterkommunion empfing. Diese guten Leute wußten es eben nicht besser, mangelte ihnen ja so lange der notwendige Unterricht, und haben einige von ihnen ja noch nie in ihrem Leben einer hl. Messe beigewohnt.

Nach und nach wurde ein eigenes Zimmer, das bisher als Lagerraum für Brennmaterial gedient, als Kapelle eingerichtet. Das hl. Fronleichnamsfest nahte heran. Wie gern hätten die Missionare von diesem Tage an dem göttlichen Heiland einen Thron aufgeschlagen, wie gern ihm eine bleibende Wohnstätte bereitet! Aber leider war die notwendige Erlaubnis der kirchlichen Obern noch nicht gegeben. Sollte jedoch das Fest des Allerheiligsten Sacramentes vorübergehen wie ein gewöhnlicher Tag? Draußen wehte vom nahen Sibirien herüber ein eisiger Wind; Regen und Schneegestöber wechselten ab. Nur wen die Not trieb, eilte flüchtigen Schrittes, fest in den Mantel gehüllt, über die Straße. Sollte es auch in den Herzen der Christen kalt bleiben? Sollte nicht ein erwärmender Strahl der Gnadensonne sich hinein-senken, damit dort wenigstens Licht und Wärme werde, damit dort das Feuer sich entzündet, und Herz und Geist erwärmt und erhellt? Wenigstens eine kleine Feier sollte das heiligste Sacrament ehren. Eine kurze Ansprache erklärte den versammelten Christen die Bedeutung des Tages. Dann legte der Missionar die hl. Hostie, die in der ersten hl. Messe konsekriert worden, den Gläubigen zur Anbetung aus. Zum ersten Male seitdem Sachalin von Menschen bewohnt ist, lagen Gläubige anbetend auf ihren Knien vor dem ausgelegten hochwürdigsten Gute; zum ersten Male erklangen hier die trauten Weisen des „Ecce panis angelorum“ in dem unfreundlichen Lande; zum ersten Male stiegen Weihrauchwolken huldigend empor, als Zeichen der Anbetung und Liebe glücklicher Menschen, da wo früher Verbrecher, der Auswurf der Menschheit Gott gesucht und gelästert hatten. Nachdem in der Namen-Jesu-Vitane der Schutz und Beistand des göttlichen Heilandes auf die kleine Schar der Gläubigen herabgesiebt war, nahte der hehre Augenblick, wo der eucharistische Heiland zum ersten Male segnend seine Hände über die wenigen Gläubigen ausbreiten sollte. Auf die Aufforderung hin, „Tantum ergo Sacramentum veneremur cernui“, warfen sich alle anbetend zu Boden und empfingen in ehrfürchtvollem Schweigen den hl. Segen. Eine zweite hl. Messe schloß sich an, nach welcher

leider wieder die frühere Oede und Seere in unsere Kottapelle einzziehen sollte.

Zwei Wochen verstrichen. P. Superior der Franziskaner-Mission in Japan, P. Wenzeslaus Kinoff, hatte seinen Besuch angemeldet, um bei dieser Gelegenheit unsere Kottapelle zur dauernden Wohnstätte des Allerheiligsten zu weihen. Der erste Juni, der Monat des hl. Herzens Jesu, nahte heran. Die Frühmesse ist vorüber. Die Christen sammeln sich. Um 10 Uhr beginnt die zweite hl. Messe. Daran schließt sich eine Predigt über die immerwährende Gegenwart Christi im hl. Sakramente, ihre Segnungen und unsere Pflicht der dankbaren Verehrung und Liebe. Dann thront wiederum der göttliche Heiland in Brotsgestalt auf dem Tabernakel und vor ihm liegen die Gläubigen anbetend auf den Knien. Der Missionar betet das Weihegebet an das göttliche Herz Jesu vor; die Gläubigen beten nach und weihen sich und ihre Familien, die Stadt und das ganze Land dem heiligsten Herzen. Das hl. Herz Jesu lobnt diese Hingabe, indem es wiederum seinen Segen spendet und seine Gnaden in die Herzen ausgießt. „Heiligstes Herz Jesu, erbarme dich unser!“ erschallt es dreimal, dann schließt der Missionar das Allerheiligste in den engen Tabernakel ein und zündet das ewige Licht an, das Wahrzeichen der Gegenwart des höchsten Herrn Himmels und der Erde. Nach und nach entfernen sich die Christen. Es wird wieder einsam und still in der Kapelle. Nur das ewige Licht, dieser treue Wächter, dieser Stellvertreter anbetende: Ehrfurcht, dieser Erinnerer und Mahner an die sich selbst verzehrende Liebe des göttlichen Heilandes brennt still und feierlich vor dem Tabernakel. Der Mahner an die Liebe des Heilandes! Ist seine Mahnung umsonst? O nein! Wie wir bald darauf wieder in das Heiligthum treten, finden wir zwei schöne blühende Blumenstöcke vor dem Tabernakel stehen. Ein Christ hat der verborgenen Liebe seine Huldigung dargebracht. Vielleicht muß er nun in dieser Woche hungern, da er für seinen geringen Lohn dem lieben Heilande die Blumen gekauft und geopfert. Möge der Spender aller Gnaden ihm seine Liebe und sein Opfer lohnen mit reichlichen Gnaden! Möge er in die Herzen recht vieler Christen und Heiden solchen Opfergeist und solche Hingabe senden, damit immer fromme Anbeter ihn in seiner stillen Einsamkeit besuchen und ihm für seine immerwährende Gegenwart danken durch treue Liebe!

### Belohntes Gottvertrauen.

**I**n tiefblauer, wolkenloser Himmel. In glitzerndem Sonnenschein lag die blühende Heide. Ein melodisches Summen und Surren durchschwirte die Luft; tausend arbeitswilliger Bienen tauchten ihren Köpfe tief hinab in das Innere der roten Erifablauen, die, Blüte an Blüte gedrängt, den Boden wie mit einem Kieientepich bedeckten und den Fuß des Wanderers wie mit roter Blut umgaben; die Heide hatte ihr Frühlingskleid angelegt.

Mutter Martens stand vor der Thür ihrer niedrigen Hütte, hielt die arbeitsstarke Rechte wie einen Schirm über die Augen und blickte unbeweglich einer schlanken Jünglingsgestalt nach, die rüstig und ohne sich umzuwenden durch das hohe Heidegras dahinschritt.

Immer kleiner erschien die Gestalt des jungen Mannes, immer ungewisser wurden die Umrisse seines Körpers und schließlich verschwand er ganz in der Ferne, dort, wo schon die hohen Kirchtürme der Hansestadt aufzutauhen schienen.

Die alte Frau ließ die Hand von den Augen sinken und ometete tief auf; in ihren runzligen Zügen, die von der Sonne braun gebrannt waren, suchte und arbeitete es wie im Fieber.

„Der letzte,“ murmelte sie leise, „der letzte!“ Dann sank sie auf die halb vermorschte Bank vor der Hütte nieder, ließ den Kopf in die Hände sinken und schluchzte laut auf in heißem Weh.

Er hatte sie wirklich verlassen!

Wie war es nur möglich, daß die Sehnsucht nach reuenden Welten ihn forttreiben konnte, ihn, den letzten, der ihr im Leben noch geliebt!

„O, die See, — die schlimme See! Sie nahm mir den Mann und die Kinder!“ flüsterte sie. Dann wurde sie still. Sie schritt durch die

Thür ihrer ärmlichen Hütte, die all den Jammer und das Elend ihres Lebens gesehen, und sank vor dem Bilde des Getreugigten nieder.

„Allmächtiger — o sei barmherzig!“ schluchzte sie händeringend. „Du hast meinen Mann und die beiden Kestlein zu dir genommen — laß mir den Jürgen! Er ist der letzte, der mir noch geliebt! Was du über ihn bestimmt hast, gelte — aber laß ihn zurückkehren zu mir! Erbarme dich meiner, laß mich nicht verzweifeln an deiner Gerechtigkeit!“

Der Abend kam, und als der Nachtwind pfeifend durch das Heidekraut fuhr und ungestüm an den Schindeln des Daches rüttelte, erhob sie sich neugestärkt.

Am Tage darauf war sie schon bedeutend ruhiger. Ihr Herz sagte ihr, daß er wiederkommen, daß Gott ihr Gebet erhören würde, und dieser Gedanke allein gab ihr Kraft zum Weiterleben.

Zwei Tage darauf brachte der Postbote einen Brief von Jürgen, worin er ihr in großen, ungelenten Schriftzügen mitteilte, daß er auf dem hamburser Dreimastschoner „Poseidon“, der in einigen Tagen nach Südamerika gehe, Arbeit gefunden habe.

„Gott beschütze dich!“ murmelte die alte Frau, dann ging sie ihrer Arbeit nach.

Sie bestellte den kleinen Acker und erntete, was der Heideboden hervorbrachte. Sie besserte Jürgens Kleider aus; sie pflegte seine Bienen, deren Honigwaben nie so gefüllt gewesen, wie in diesem Jahre, und tat überhaupt alles wie sonst mit unerdrossenem Eifer, damit ihr Junge das kleine Anwesen bei seiner Heimkunft genau wieder vorfände, wie er es verlassen.

Der Herbst verging und der Winter kam und brachte lange Tage tödlicher Einsamkeit für die alte Frau. Wie ein Lichtschein von oben traf ab und zu ein Brief von Jürgen ein, große, enbeschriebene Blätter, worin der junge Seemann seiner Mutter alles erzählte, was er gesehen und erlebt hatte, und wie es zugeht draußen in der weiten Welt.

Dann puzte die alte Frau mit zitternden Händen ihre Brille, vergaß Essen und Trinken und las und las, bis sie die lieben Worte fast auswendig wußte. Dann stampfte sie durch den tiefen Schnee zu ihren Nachbarn, zeigte ihnen den Brief und wurde nicht müde, zu erzählen, was der Jürgen doch alles sehe und erlebe auf seiner weiten Fahrt.

Und dann in stillen Stunden kam wieder die Sehnsucht über sie, daß sie oft meinte, vor Heimweh sterben zu müssen. Dann weinte sie still in ihrer Hütte, betastete die Kleider, die ihr Kind getragen, und stellte ihn sich vor, wie er in ihrem Herzen lebte. Wenn sie dann die Augen schloß, glaubte sie ihn vor sich stehen zu sehen mit seiner schlanken Gestalt, seinen braunen Augen und seinem frischen Mund, über dessen Lippen nie ein böies Wort gekommen — und das Herz wollte ihr dann fast brechen vor Sehnsucht nach ihrem Kinde.

Eines Nachts fuhr sie mit einem lauten Schrei von ihrem Lager empor. „Jürgen!“ schrie sie auf, „Jürgen!“

Was war geschehen? Hatte sie geträumt, oder hatte sie wirklich seine Stimme gehört in entsetzlicher wilder Todesangst. —

Mit zitternden Händen machte sie Licht und schaute umher. Tiefe Stille ringsum — kein Laut des Lebens.

„Was war das?“ murmelte sie verstört. „Ich habe ihn doch rufen hören: Mutter! Mutter!“

Und dann kam es wie eine entsetzliche Erkenntnis über sie. —

Drei Wochen später erhielt Frau Martens eine Summe Geldes und ein versiegeltes Schreiben des hamburser Reeders, worin dieser mitteilte, daß ihr Sohn, Jürgen Martens, auf hoher See von

einem Anfall betroffen sei und wahrscheinlich seinen Tod gefunden habe.

Bei dem Schreiben befand sich der Bericht des Seeamtes: daß der Leichnam des Jürgen Martens aus Alt-Neblstedt bei Hamburg, bedienstet auf dem Dreimastschoner Poseidon, nahe dem Kap Horn durch eine Sturzsee über Bord gespült und trotz sofort angestellter Rettungsversuche nicht wiedergesehen worden sei.

Kein Laut kam über die Lippen der unglücklichen Frau. Den Tag und die ganze Nacht saß sie unbeweglich und schaute tränenlos auf die wenigen herzlosen Worte, die doch stark genug waren, ein Mutterherz zu zerbrechen.

Was hatte sie nur verschuldet, daß Gott nicht Barmherzigkeit an ihr übte? War denn ad ihr Flehen und Beten vergebens gewesen?

Sie wollte es nicht glauben, daß Jürgen wirklich tot, daß der Ocean sein Grab geworden.

Nein — es konnte nicht sein! Ihr Herz sagte ihr, daß er lebte, daß er zurückkehren würde, sobald seine Zeit gekommen! Sie weinte und klagte nicht, eine selbstarke, ihr selbst oft unerklärliche Hoffnung ließ sie voller Vertrauen in die Zukunft sehen!

„Er kommt wieder, Gott ist barmherzig!“ antwortete sie den Leuten.

Wieder blühte die Heide.

Auf dem Acker Mutter Martens prangte alles in trihem Grün, daß es eine Lust war, hinzusehen. Wie vor einem Jahre stieg zwitkernd die Lerche empor, und das Summen und Surren der Bienen erfüllte wieder die Luft, als eines Morgens mit dem ersten Sonnenstrahl ein sonnenverbrannter junger Mensch auf die Hütte der Mutter Martens zuschritt.

Sein Schritt war schwer und auf seinen Zügen lag der Ernst des Lebens. Mit einem Blick umschaute er alles: die stille Heide, das bauwürdige kleine Haus, den Acker, und während ein glückliches Lächeln um seinen Mund spielte, schwammen seine braunen Augen in Tränen. In der Rechten trug er ein kleines Bündel, während die Linke unbeweglich und steif am Körper herniederhing.

Bei der Thür angekommen, ließ der Mann das Bündel zu Boden gleiten und pochte leise. Sein Körper zitterte in verhaltener Erregung.

„Mutter!“ rief er mit ersticker Stimme, „Mutter!“

„Jürgen!“ schrie es drinnen auf, — weit auf floh die Thür und dann ertönten zwei Ausrufe in höchster Glückseligkeit:

„Jürgen, — mein Jürgen!“

„Ach Mudder, meine idie Mudder!“

Dann wurde es einen Augenblick still in dem kleinen Raum und einige Sonnenstrahlen, die neugierig durch die offene Thür lugten, sehen Mutter und Sohn sich fest umschlungen halten.

Dann erzählte Jürgen wie er über Bord gespült sei und wie ein treibendes Stück Schanzverkleidung seinen Arm zerbrochen habe, aber dann später das Mittel zu seiner Rettung geworden sei, da er sich an dasselbe angeklammert und nach stundenlangem Umhertreiben von einem amerikanischen Walfischjäger an Bord genommen sei. Dann erzählte er von seiner langen Krankheit und seinem Aufenthalt unter den Kolonisten der Falklandinseln, Tausende von Meilen von der Heimat entfernt.

„Aber Gott wollte nicht, daß ich sterben sollte!“ schloß er seinen Bericht. „Als mich die Flut über Bord warf, dachte ich nur an dich, Mutter, und rief in meiner Todesangst deinen Namen, und ein Mächtiger und Barmherziger, dessen Wille die Flut bewegt, vernahm ihn und sandte mir die Rettung!“

### Sprüche.

Ein gutes Buch  
Ist der beste Besuch.

Ein fauler Apfel macht schnell,  
Daß faul wird sein Geßell.

# Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

## Allerlei über Erziehung.

(Fortsetzung.)

Unsere leibliche Gesundheit hängt viel von der Luft ab, in der wir leben. Ist diese mit Kohlenäure überfüllt, durch Staub und andere ungehörige Bestandteile verunreinigt, feucht, finstern und dumpf, so wirkt sie nachteilig auf das Blut und dadurch auf den Körper ein; in einer sauerstoffreichen, reinen, milden, sonnigen Luft gedeihen wir sichtlich und befinden uns wohl. Ganz ähnlich ist es mit dem geistigen Leben. Aus dem bösen Beispiel, den sündhaften Reden, Gebärden und Handlungen einer lasterhaften Gesellschaft heraus bildet sich gleichsam ein giftiger Dunskreis, den die Seele unverhohlen einatmet, wodurch sie krank fast unaufhaltend am verdorben wird. Andererseits übt aber auch eine gute Umgebungs, namentlich im väterlichen Hause, einen mächtigen, heilsamen Einfluß auf das Denken, Fühlen und Wollen des Menschen, namentlich in der Jugend, aus. Ich behaupte das nicht von einzelnen, zufälligen guten Worten und Werken, die wohl in jeder, auch nicht gerade musterhaften Familie vorkommen und wenig Eindruck auf die Kinder machen, sondern nur von der ganzen gottesfürchtigen Lebensweise, dem beständigen Verhalten durch und durch christlich gestimmten Eltern. Ihrer gesamten Erziehung, ihrem täglichen Tun und Lassen, insbesondere dem mütterlichen Verhalten, Auftreten und Benehmen, entströmt gleichsam eine himmlische, göttliche Luft, in welcher die Kinder geistig gesund bleiben und zunehmen.

Eines solchen Jugendglückes konnte sich der Schriftsteller Johannes Laicus rühmen, der aus einer altböhmer Familie stammte. „Aus den Zügen meiner Mutter,“ berichtet er aus seiner Kindheit, „thronte stets ein heiliger Ernst, der sie nur verließ, wenn sie mit uns Kindern spielte, oder wenn gute Freunde uns an Namenstagen, bei der Kirchweih oder sonst besuchten. Man sah ihr an, sie lebte stets in der allheiligen Gegenwart Gottes, in Gedanken an den lieben Heiland, den sie jeden Monat in der hl. Kommunion empfing.“

Wir folgen seinen Schilderungen noch weiter, um dem Leser ein noch deutlicheres und faßbareres Bild von einer Erzieherin zu geben, deren „Wandel im Himmel ist“ (Phil. 3, 2), die auf Erden ein himmlisches Leben führt und dadurch die Seelen ihrer Nachkommen mit Himmelslust durchdringt. Wie ein alter Hausfreund unserm Johann später oft erzählte, war seine Mutter am Tage seiner Geburt und Taufe — beide fielen auf dasselbe Datum — nicht aus dem Gebiete gekommen. Als man ihr den Taufsting brachte, drückte ihre Linkhand an ihr Herz, die Rechte hielt den Rosenkranz; ihr Auge war fest auf das Kreuzifix gerichtet, das der Vater ihr bei dieser Gelegenheit zum Präsent gemacht, und welches als ein schöner Familienschatz von da an galt. Es war aus edlem Holz mit Elfenbein eingelegt, der Bekreuzigte und das Todentöpfchen am Fuß von Silber, und auf der Rückseite hatte ein frommer Kapuzinerpater geschrieben, daß es alle hl. Orte in Jerusalem berührt, daß er es von dort mitgebracht und seiner lieben Schwester zum Andenken geschenkt habe. Dies Kreuz stand dem Himmelbett gegenüber auf einer alten wunderlichen Kommode von eingelegtem Holz mit kupfernen Beschlägen, über welcher ein großer Spiegel mit geschliffenen Figuren am Rand und an der Spitze angebracht war. Ein anderes Kreuzchen, welches die Mutter jeden Morgen und Abend inbrünstig zu läuten pflegte, hing neben dem Weiskessel am Bette an der Wand; es war aus Holz kunstreich geschnitten und hohl; auf der Rückseite öffnete es sich mit einem Schieberchen und zeigte Reliquien einiger Heiligen: das hat der alte Freund am Taustage abends in ihren Händen gesehen, und ihr seelenvoller Blick hing an ihm mit der ganzen Andachtsglut einer echt katholischen Seele. Darauf

nahm sie es im überwallenden Gefühl und drückte es dem Neugeborenen und Wiedergeborenen — ein zärtlicher Zug ihrer zarten, sinnigen Gottinnigkeit — an die Lippen, segnete ihn damit und legte es ihm auf das Herz; sie faltete die Hände und betete über ihn, und der Hausfreund, der Zeuge dieser Szene gewesen, kniete neben der weidengestochenen Wiege nieder und stimmte ein in den Psalm heiliger Mutterliebe. Nachdem dieser vom Gebet aufgestanden, übergab sie ihm zwei in Papier eingewickelte Münzen mit dem Auftrag, die eine dem Priester zu übergeben, damit er am folgenden Tage eine hl. Messe lese in der Meinung, daß Gott das Kind behüten und beschützen und zur Seligkeit führen möge; die andere sollte er an Schwester Cordula in Albstädten abgeben und sie ersuchen, recht herzlich zur Mutter Gottes für Mutter und Kind zu beten, daß sie beider bei ihrem göttlichen Sohne immerfort gedente.

Wie Johannes schon in der Wiege Himmelsluft eingeatmet, so war die Mutter besorgt, daß sie dem heranwachsenden Knaben nie ausginge. Daß sie ihn frühzeitig das heilige Kreuzzeichen machen, nach und nach die gewöhnlichen Gebete des katholischen Christen, auch die biblischen Geschichten lehrte, versteht sich von selbst; außerdem prägte sie ihm aber auch mancherlei fromme Reime und Sprüchlein ein, welche seine Gedanken nach oben hingen, himmlische Gesinnung in ihm erweckten und nährten. Eines derselben lautete:

Im Himmel, im Himmel  
Da sind der Freuden viel,  
Da sitzen all die Engelchen  
Und haben da ihr Spiel;  
Die springen,  
Die singen,  
Die haben frohen Mut,  
Die teilen miteinander  
Das allerhöchste Gut.

Während dieser Unterweisungen strickte oder nähte oder stopfte sie in einem alten hölzernen Sessel und das Kind saß auf dem Schemelchen zu ihren Füßen und lauschte andächtig auf jedes Wort. Zuweilen gab sie auch ein Märchen zum besten, wenn sie gerade recht heiter gestimmt war.

Die Kirche, das „Haus Gottes“, die „Vorte des Himmels“, ist so recht eigentlich eine himmlische Atmosphäre, wo das Herz zum Allerhöchsten emporgehoben wird, seine Gnade in dasselbe sich niederläßt. Auch mit dieser heiligen Stätte ward Johannes bekannt und vertraut gemacht, sobald sein Alter es gestattete. „Morgens, erzählt er, sobald der Kaffee getrunken war, ging die Mutter hinaus in die Schlafstube, wo vor dem Kreuzifix das Andachtsbuch der Marianischen Liebesversammlung lag. Da nahm sie den Rosenkranz, schlug den lattunenen Mantel mit Kapuze um, rief mir, wenn ich nicht schon lange mit dem Vater in der hl. Messe war, und wir gingen zur Kirche. Hier hatte die Mutter einen bestimmten Platz an einem Pfeiler; da kniete niemand hin, obgleich es kein geschlossener Stuhl war, und wenn eins da kniete, dann stand es auf, wenn sie kam und machte Platz, denn die Leute hegten eine absonderliche Verehrung gegen sie.“

War der Anfang des Tages also geheiligt, so begannen frischen Mutes die häuslichen Arbeiten. Dabei blieb die böhmer Bürgerfrau, die wir uns zum Beispiel nehmen, „oft lange still in sich versunken; dann und wann jedoch lang sie leute vor sich hin, meist alte Volkslieder oder Kirchenlieder, deren sie einen reichen Schatz bewahrte.“ Zuweilen ertappte sie ihr Söhnchen auf dem Psalm „Erbarme Dich meiner, o Gott!“ „Dann wurde sie nachdenklich und ernstlich wie sonst und rief, wie überrauscht, aus: „Ei, das Miserere! Ich möchte doch wissen, wen es jetzt trifft in der Familie. Der Wille des Herrn geschehe und Gott gebe ihm eine glückselige Sterbesunde.“ Denn sie hielt fest dafür und, soviel ich weiß, hat ihre Ahnung sie nie betrogen; sobald sie das Miserere singe, sterbe eins in der Freundschaft. Dann teilte sie uns allen ihre Vorahnung mit, und am folgenden Samstag wurde für den zunächst Heimgehenden gebetet.“

„Jeden Samstag nämlich, sobald es zu dämmern begann, holte die Mutter das Spar-

kerkerchen vom Brett in der Küche, worauf die Kerzenstümpchen von der ganzen Woche zusammengelagt waren, setzte ihre Brille auf und stopfte bei dem stets mit frischen Resten genährten Licht die frischgewaschenen Strümpfe und Socken für die nächste Woche. Wir Kinder spielten im Zimmer und im Hause herum, bis es Angelus läutete; dann sprangen wir zu der Mutter und bateten mit ihr den Rosenkranz. Sie hielt den linken in der erhobenen Linken, während die Finger ihrer Rechten Korn um Korn fallen ließen. So gewöhnte sie uns, die Gebete deutlich zu sprechen.

Ihr werdet wohl bemerkt haben, daß Johannes' Mutter sehr häuslich und äußerst sparsam gewesen, „nur nicht, meldet ihr Sohn, wenn es das Heiligste und dem Heiligsten in seinen Armen und Bedürfnissen galt. Eine ganze Reihe armer, alter Mütterchen und Männer hatten ihre bestimmten Tage in der Woche, wo sie ihr Almosen empfangen. Fehlte es ihnen sonst noch an etwas, so klangen sie es und dann wurde nach Kräften zu helfen gesucht. Besonders wurde der Armen gedacht, wenn sie eine Wallfahrt unternahmen.“

Ich schreibe mit einem zarten Zug ihrer Andacht zum Allerheiligsten, der im Herzen ihres Kindes einen tiefen Eindruck hinterlassen hat und nicht wenig dazu beitrug, den Funken der göttlichen Liebe in ihm zur dauernden Flamme anzufachen. Er soll uns auch diesen Vorgang selbst erzählen. „Einst fuhr meine Mutter mit mir allein,“ schreibt er, „zu ihrer alten Schwester, die in der Eifel wohnte. Sie hatte mehrere Tage vor der Reise an Spitzen und Stickereien gearbeitet und mich auf meine neugierigen Fragen, was das sei und gebe, getröstet: „Wenn wir die Berge sehen, sage ich es dir, und dann bekommst du es!“ In gespannter Erwartung schaute ich nach den Bergen, bis sie fern sichtbar wurden. „Da sind sie, da sind sie?“ Ich rief ich. Jetzt nahm sie aus der Bagentasche ein sauber gefaltetes Päckchen, gab es mir und sagte: Das ist dein Taufwäschen, Kind! Ich habe eine Unterlage für das Hochwürdigste Gut daraus gemacht. Wenn wir nun ankommen, gehst du zum Herrn Pastor und bringst es ihm mit diesem Päckchen, und bittest ihn, morgen es auf den Altar zu legen und ein Engelamt für uns zu halten.“ Solcher sinniger Einfälle könnte ich hundert von der lieben Frau erzählen,“ bemerkt hierzu Johannes Laicus.

Er ist, wie der angenommene Zuname beweist, nicht Geistlicher geworden, aber ein durch und durch frommer Herr gewesen und geblieben bis an sein Lebensende. Die gute Himmelsluft, die ihn im elterlichen Haus umweht, hat ihn geistig gesund und frisch erhalten in dem Tränental der ihn umgebenden und verlockenden Sündenwelt; jetzt aber wird seine Seele sicherlich erquickt mit dem Tau und den Wohlgerüchen des überirdischen Paradieses. Und diese Seligkeit hat er hauptsächlich dem himmlischen Wandel seiner Mutter auf Erden zu verdanken. (Fortsetzung folgt.)

## Weise Lehren für die Eltern.

Die Kinder muß man ziehen, wie die Saiten auf der Geige; spannt man sie zu sehr, so springen sie, läßt man sie locker, so klingen sie übel. „Zu wenig und zu viel, verdirbt das Saitenspiel.“

Die Milde richtet oft mehr aus, als das zornige Krachen und Blitzen. Daß so viele königliche Perlen der Reue aus den Augen des hl. Petrus flossen, hat nicht ein rauhes Anfahren, sondern ein liebevoller Blick des mildreichsten Jesus in dem Hause Kaiphas zuwege gebracht.

Die jungen Rebensweige darf man nicht gar zu stark anbinden, aber doch auch nicht unaufgebunden liegen lassen. Beschneiden muß man sie, aber nicht abschneiden. Das väterliche Haus und eine Schule soll der Bundeslade gleich sein, worin das süße Manna und der Stab Aarons nebeneinander lagen.



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actienbrückerel in Sulda.

Nr. 11.                      Sonntag den 15. März 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonnezeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft - Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen in Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erlösen wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenalender. — St. Joseph. — Entweder — oder. — Ein Liebling des Volkes. — Um gute Priester. — St. Joseph hilft. — Geldmutter's Nachlese. — Merle über Erziehung. — Splinter.

### Wochenalender.

- Sonntag, 15. März, 3. Fastensonntag. Zacharias, Papi.
- Montag, 16. März, Clemens Hobbauer, Befenner. †
- Dienstag, 17. März, Patricius, Bischof und Befenner. Gertrud, Jungfrau. †
- Mittwoch, 18. März, Gabriel, Erzengel. †
- Donnerstag, 19. März, Joseph, Nährvater Jesu. †
- Freitag, 20. März, Fest der 5 Wunden unseres Herrn. †
- Samstag, 21. März, Benediktus, Befenner. †

### Dritter Fastensonntag.

Jesus befreit einen Besessenen.  
Evangel. Luk. 11, 14—28.

### St. Joseph.

St. Joseph, dem die Gottesbraut,  
Zur heil'ger Hut ward anvertraut,  
Jungfräulich rein, an Tugend reich,  
Wie hold warst du, ja engelgleich!

O Jungfrau, den die Jungfrau nahm,  
Zu ihrem reinen Brautgarn,  
O sei der Jungfrau'n reiner Schar  
Ein heil'ger Schützer immerdar!

Bewache reiner Augen Tür,  
O sieh' als Wächter iren dafür;  
O hüte wohl vor Diebeshand,  
Der Erde schönstes Himmelspfand!

Erhalte schön und makelrein,  
Der Herzensblume Eitenschrein;  
Dah' froh sie blühe Gott zur Ehr',  
Und daß sie duftet mehr und mehr.

Auf deine Bitte stets ich schau',  
Auf dein Gebet ich setz vertrau':  
Ich hoffe, komm' ich einst zu dir,  
Du reichest meine Bitte mir!

### Entweder — Oder.

**S**in Baron in Wien hat einmal einen stummen Teufel gehabt. Obwohl seine Seele sich schon zum Gang in die Ewigkeit anschickte, wollte er nichts wissen vom Beichten. Da hat man zu dem Vater Hobbauer geschickt, dessen Gedächtnis wir am Montag feiern. Sogleich hat sich dieser seeleneifrige Mann auf den Weg gemacht zu dem Kranken. Nach einigen teilnehmenden Fragen steuerte er ohne Umschweife auf sein Ziel los: „Herr Baron“ sprach er mit

Nachdruck, „beichten Sie ihre Sünden und seien Sie versichert, daß Sie in den Himmel kommen.“ Da machte der Baron große Augen und antwortete: „Ist es wahr? Wenn die Sache so ist, will ich gleich beichten.“

So ist es, meine Lieben. Die Beicht vertreibt den Satan, setzt die Seele aus, stellt das göttliche Gnadenbild wieder her, entwaffnet des Richters Horn, zerreißt den Schuldbrief der Strafen und öffnet die Pforten des Himmels. Und wer sich nicht zur Beicht verstehen will, der schmiedet sich sein eigenes Unglück. Entweder bekennen, oder ewig brennen. —

Und saget selbst, ob nicht der Heiland die Bitterkeit des Bekenntnisses auf alle Weise verjagt und erleichtert hat? Siehe, einem Priester sollt Du Deine Sünden beichten, der nicht aus den Engeln, sondern aus den Menschen genommen ist, „damit er Mitleid haben könne mit den Unwissenden und Irrenden, da er auch selbst mit Schwachheit umgeben ist“ (Hebr. 5,2). Niemand schämt sich, dem Arzt sich anzuvertrauen und ihn in alle Gebrechen des kranken Leibes einzuweihen. Hat ja der Arzt den Leib mit seinen Gliedern genau studiert und die Behandlung des Kranken zu seinem Beruf erwählt. So sollst Du auch dem Priester Deine Seelenwunden und Seelennöten vertrauen und nicht einmal die geheimsten Falten deines Herzens ihm verbergen. Eine geraume Zeit hat der Priester dem Studium der christlichen Sittenlehre gewidmet, kennt aus jahrelangem Studium und vielleicht aus einer reichen Erfahrung die menschlichen Leidenschaften, Neigungen, Verirrungen, Torheiten und Vastier. Du brauchst vor ihm keine Angst und keine Geheimnisse zu haben.

Hätte Gott verlangt, deine Sünde deiner Frau, deinem Gatten, deinen Eltern, deinen Kindern, deinen Anverwandten, ja im Angesicht der ganzen Stadt oder Gemeinde zu bekennen, du müßtest wahrlich einen solchen Rettungsgürtel dankbar ergreifen, um nicht in das Höllemeer zu versinken. Es würde immer noch nur geringer Ertrag gegenüber der Sünde, die eine Verleumdung Gottes ist, der gleichsam eine unendliche Schuld anleibt. O Güte und Nachsicht unseres Gottes, der eine so große Verschämung nicht verlangt, sondern sich begnügt mit dem Bekenntnis vor einem einzigen Menschen! Und diesem einem werden beide Lippen verschlossen durch das Beichtiegel, durch die schwere, heilige und unverletzliche Pflicht des Schweigens über das Gebeichtete. Deine Sünden werden im Herzen des Priesters ruhen wie in einem Grabe, ja sogar noch

sicherer. Es ist ja schon dagewesen, daß wilde Tiere oder Räuberheerden ein Grab aufgescharrt und die Gebeine zerstreut haben. Daß aber ein Priester aus der Beicht etwas verraten hat, davon hat man nichts gehört. Wohl haben Diener des Heiligtums schon ihre Würde vergessen, dem Heiland die Treue gebrochen, der Kirche Schande und den Gläubigen Aergernis bereitet, aber zu einer Verletzung des Beichtgeheimnisses — so tief ist keiner gesunken. Im Gegenteil weiß die Geschichte von Helden zu erzählen, die ihr Schweigen mit dem Blute bezahlt haben. Denke an den hl. Johannes von Nepomuk. Etwa vor drei Jahren hat ein Prozeß in Italien viel Staub aufgewirbelt. Ein abgefallener Priester beschuldigte seinen früheren Beichtvater der Verletzung des Beichtgeheimnisses. Bei den Freimaurern, Sozialdemokraten und Kirchenfeinden herrschte unbändige Freude. Man hoffte, das Ehrenkleid der katholischen Geistlichkeit endlich zu beschmutzen und zu zerreißeln. Der Fall kam vor das Gericht. Nach gründlicher Untersuchung wurde die Anschuldigung des abgefallenen Geistlichen als eine gemeine und niederträchtige Verleumdung entlarvt, der Kläger von allen Instanzen abgewiesen und zum Widerruf verurteilt.

Wenn also dein Bekenntnis durch das Schweigen des Priesters veramtelt und vermauert ist, wie kannst du es da über dich gewinnen, eine schwere Sünde absichtlich zu verschweigen! Welche abscheuliche Heuchlerrolle würdest du spielen, wolltest du einige gleichgültige Fehler bekennen, jene Schmutzstellen aber und jene geheime Schlichtigkeiten für dich behalten! Fürwahr, ich müßte dir die Worte ins Gesicht schleudern, die der hl. Petrus dem Ananias zurief: „Nicht Menschen hast du belogen sondern Gott.“ Verzeihung wirst du dir auf diese Weise nicht verdienen können.

Vielleicht fehlt dir übrigens das Vertrauen oder die nötige Unbefangenheit gegenüber einem bestimmten Geistlichen. Was hindert dich aber, dich einem andern zu vertrauen? Auch in dieser Hinsicht hat Gott dir die Beicht leicht gemacht. Wie deinen Leibesarzt, so kannst du auch deinen Seelenarzt nach freiem Ermessen wählen. Wenn es dich geniert, dem Parter oder Kaplan oder sonst einem bekannten Geistlichen zu beichten, so gehe zu einem andern, der dich nicht kennt und den du nicht kennst. Kein vernünftiger Geistlicher wird es dir übel nehmen. Nicht das ist die Hauptsache, bei wem du beichtest, sondern daß du gut beichtest. Nur um eines möchte ich dich bitten, deine Ofterkommunion,

zu Hause zu empfangen in deiner Pfarrkirche. Es ist wegen der Kontrolle und des guten Beispiels.

Ich will nicht leugnen, daß die Beichte unserm angeborenen Hochmut eine bittere Pille ist. Aber ist es vielleicht angenehmer, ewig in der Hölle zu brennen? Entweder — oder. Es gibt nur einen Weg der Sündenvergebung. Die Nachlassung durch die Apostel und deren Nachfolger. „Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen.“

Und gestehe es mir: kommt nicht die Beichte einem schreienden Bedürfnis entgegen? Als der norwegische Konvertit Krogh Tonning als protestantischer Seelsorger im Spital zu Christiania angestellt war, machte er die Erfahrung, daß die Katholiken weniger vom Wahnsinn befallen werden als die anderen Gläubigen. Das kommt von der Beichte, sagte er sich. Ja, manchen schweren Stein kann der Katholik durch die Beichte sich vom Herzen schaffen, daß er dann wieder mutiger den Wanderstab ergreift, entschlossener gegen seine Neigungen kämpft, heldenmütiger sein Kreuz auf sich nimmt.

Doch es hieße Wasser in die Wolken tragen, dir den Segen der Beichte zu schildern, den du an dir und den Deinigen so oft schon erfahren, den sogar Andersgläubige schon anerkannt haben. Wenn ich dir die öftere Beichte empfehle, so wird mir dein besseres Herz recht geben. Solltest du aber die übrige Zeit des Jahres dich nicht dazu verstehen können, so entschieße dich wenigstens jetzt zur hl. Ofterbeichte, zu welcher dich die Kirche so dringend einlädt, zu der sie dich im hl. Gehorsam verpflichtet. Laß es jetzt wenigstens nicht aus das entweder — oder ankommen, damit nicht der Tod dich in der Sünde überracht, und nicht das Wort des Heilandes sich erfülle: „Wenn ihr nicht Buße tut, so werdet ihr alle zugrunde gehen“ (Luc. 13,3). Befolget vielmehr ohne Unterschied die liebevolle Mahnung unseres Heilandes: „Sehet hin, und zeigt euch den Priestern.“ (Luc. 17,14).

Der Burgpfarrer.

### Ein Liebling des Volkes.

St. Joseph.

Das gute, katholische Volk hat für manche Heiligen eine besondere Vorliebe, die sich darin zeigt, daß man ihre Namen unzähligen Kindern bei der heiligen Taufe ins Leben mitgibt, daß man ihnen zahlreiche Bildstöcke, Statuen und Kapellen errichtet, sowie Altäre und Kirchen auf ihren Namen weihen läßt. Mit Recht nennt man so allgemeyn verehrte Heilige populäre Heilige. Zu diesen gehört unstreitig der Nährvater unseres Erlösers, der große heilige Joseph, dem der ganze Monat März geweiht ist. Millionen auf dem Erdenrund tragen seinen Namen, beliebt ist seine Darstellung in Haus und Kirche.

Was zieht wohl das katholische Volk so zu St. Joseph? Gewiß vor allem seine hohe Stellung im Erlösungswerke als Pflegervater des Gottmenschen Jesu Christi. Aber noch etwas anderes spielt hier gewichtig mit.

Die katholische Kirche auf Erden wird wegen der Angriffe, die sie seit ihrem Bestande unausgesetzt zu erdulden hat und die sie nie gänzlich zur Ruhe kommen lassen, berechtigterweise die „kämpfende“ genannt, wird also mit einem Heer verglichen, das wohl den Kampf nicht sucht, sondern nur bemüht ist, den gegnerischen Ansturm unter göttlichem Beistande abzuwehren. Wenn nun dieses militärische Bild festgehalten wird, kann man ohne Bedenken behaupten, daß der beste und tüchtigste Ergänzungsbezirk der kämpfenden Kirche der Mittelstand war und ist, welcher ihr die treuesten und besten Truppen stllt.

Und diesem Mittelstande, der meist ein Handwerk oder ein anderes bescheidenes Gewerbe ausübt, gehörte St. Joseph an. Er war ja ein Zimmermann; Beil und Säge sind seine Abzeichen auf den ihn darstellenden Bildern; er war ein Mann der Arbeit, und nicht zum geringsten Teil beruht seine Beliebtheit gerade bei den ar-

beitenden, schwer mit den Lasten des Lebens ringenden Volksklassen auf diesem Umstande. In ihm sehen sie den Vertreter des ehrlichen, unermülich schaffenden Handwerks, das Vorbild eines Arbeiters, der durch seiner schweißigen Hände Fleiß den Unterhalt für die Familie nothdürftig erwirbt, das Muster eines treubeworgten, nur für seine Angehörigen besümmerten Hausvaters. In ihm aber sehen sie zugleich die Arbeit geachtet und geehrt, und zwar von keinem Geringeren als von Gott selbst; denn nicht einem Könige oder sonst einem Gewaltigen der Erde hat Gott Vater seinen Sohn zur Erziehung anvertraut, sondern dem schlichten Zimmermann von Nazareth, der freilich einen Vorzug auswies, der ihn zu dieser Würde tauglich machte: Er war ein gerechter Mann. So bezeichnet ihn die Heilige Schrift selbst.

In St. Joseph fählt sich also der Handwerker- und Arbeiterstand selbst geehrt und erhoben. Seine Bevorzugung lehrt die oft verachteten, im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot verdienenden Arbeiter, daß vor Gott kein Ansehen der Person gilt, sondern nur persönliche Ehrlichkeit, Rechtsschaffenheit und Biederkeit.

Die Arbeit allein tut's freilich nicht vor Gott; aber die aus Liebe zu Gott verrichtete, mit Gebet veretnigte Arbeit, die nicht ungerechten Vorteil, sondern ehrliches Fortkommen zum Ziele hat, ist es, die den Mann im Arbeitsittel hoch über manchen Schmarozer der Menschheit erhebt.

Treffend sind darüber die hieher passenden Worte des gelehrten A. Weis: „Nur der Christ hat die richtige Ansicht von der Arbeit und einen Trost, selbst wenn sie ihm wenig einträgt. Er arbeitet freilich um seinen gerechten Lohn, besser gesagt, deshalb, um niemand zur Last zu fallen und seine Pflichten gegen die Welt erfüllen zu können. Er hat aber stets bei der Arbeit noch einen höheren Zweck; ist sie ihm doch ein Mittel, um Buße zu tun und seine Pflicht zu erfüllen, vor allem aber, und das ist die Hauptsache, der Weg zu Gott.“

Eine in dieser christlichen Weise getane Arbeit wird wahrlich leichter als eine, bei der jort und fort den Vergleich mit Bessergestellten und nicht auf der Hände Arbeit Anzeweisenden seinen unriedenerweckenden Einfluß geltend macht. Sankt Joseph, dessen Schutze der verstorbene Papi Leo XIII. die ganze Kirche mit allen ihren Angehörigen, also auch die arbeitenden Klassen, unterstellt hat, trug gewiß Himmelsfrieden in seiner Brust, da er in gottgemollter Weise die Mühen des Tages trug. Wächten doch alle Arbeiter seinem lieblichen Beispiele folgen!

Der Kalenderschreiber.

### Um gute Priester

hat das katholische Volk an den Quatembertagen wieder gebetet, und gewiß werden die Leser des „Bonifatiusboten“ im Josephs-Monat auch den Josephspennig nicht vergessen, der ja den Zweck hat, würdigen und hilfsbedürftigen Aspiranten des Priestertums die Erreichung ihres Zieles zu ermöglichen oder zu erleichtern. Als vor vielen Jahren der Hochsel. Kardinal Weisiel, Erzbischof von Köln, bei seinen Diözesanen um eine Beisteuer für bedürftige Aspiranten des geistlichen Standes anhielt, schrieb er u. a. folgende Worte über die Bedeutung der Priester, die auch die Leser des „Bonifatiusb.“ veranlassen mögen, dem Josephspennig ihr Interesse dauernd zu erhalten:

„In den Priestern liegt die Fortdauer unseres hl. Glaubens, in den Priestern die sichere Bürgschaft für die Zukunft unserer hl. Kirche. Von ihrem Bischof in eure Mitte gerendet, stehen sie im Namen Gottes und der Kirche unter euch als Evangelisten und Ausspender der Gnadengeheimnisse des Herrn, als eure Lehrer und Ratgeber, als Väter und Richter der Gewissen als Wächter des Glaubens und der Sitten, als eure Seelsorger und Seelenärzte. Die Priester sind es, welche eure jungen Christen in der Lehre des Heiles unterrichten, ihren jungen Geist durch die Wahr-

heiten unseres Glaubens erleuchten, ihr zartes Herz zu aller Tugend heranbilden und sie, wenn sie nach langem und mühevolem Unterrichte fähig und würdig geworden sind, durch das Gnademahl des allerheiligsten Sacramentes stärken und austüften zur gefahrvollen Reise durch das Leben.“

Die Priester sind es, welche euch und den eurigen allionntäglich das Wort des Erlösers verkünden, euch die große Wissenschaft lehren, christlich zu leben und selig zu sterben.

Die Priester sind es, welche, wenn ihr, durch die Lust der Welt berückt und durch die Leidenschaft verlockt, von dem Pfade des Guten abgewichen seid, euch durch Erkenntnis und Reue, durch Buße und Besserung zur Tugend zurückführen, euch mit Gott und euch selbst wieder versöhnen und euch, gereinigt und erhoben, den Leib des Herrn zur Ausdauer auf dem wiederbetretenen Pfade des Heiles darreichen.

Die Priester sind es, welche den Ehebund eurer Kinder durch Gottes und der Kirche Segen einweihen, wie sie vordem den eurigen geeignet haben, damit die Gnade des Herrn in eurem und ihrem Hause walte zu Frieden und Eintracht durch Gottesfurcht und christliche Kinderzucht in Liebe und Treue bis zum Tode.

Die Priester sind es, welche, wenn ihr krank darniederliegt, zu eurem Lager kommen und euch, wenn vielleicht keine Hoffnung mehr auf Erden bleibt, den einzigen Trost der euch allein nicht verlassenden Kirche zutragen. Ihr ruft, und sie kommen; sie eilen herbei, unabgeschreckt von Ekel und Furcht vor Ansteckung, unabgehalten von weiten und beschwerlichen Wegen, von Regen und Wetter, von Schnee und Eis. Sie eilen herbei am frühen Morgen, am heißen Mittage, am späten Abend und in dunkler Mitternacht; sie eilen herbei und bringen euch die christliche Begehrung und das hl. Del der Stärkung im Todestampfe und in ihnen Trost und Brührung, Vertrauen und Ergebung in den unerforschlichen Willen des Herrn, dessen wir sind, ob wir leben, und dessen wir sind, ob wir sterben. (Röm. 14, 8.)

Die Priester sind es, welche, wenn Gott euch aus diesem Leben abrufft, euren sterblichen Leib zu Grabe geleiten, ihn dort zur langen Ruhe bis zum Tage der Auferstehung einsegnen, euch von letzten Gruß aus dieser Welt: „Ruhe in Frieden und das ewige Licht leuchte dir!“ ins Grab nachsenden und zuletzt am Altare das veridnende Totenopfer dem Richter der Lebendigen und Toten darbringen, daß er eurer Seele ein gnädiger Richter sei. Ueberall in euren Seelen-Angelegenheiten sind die Priester des Herrn eure Führer und Ratgeber, eure Weisheit und geistliche Väter; denn ihr seid ihre Familie, ihr alle ihre Kinder. Darum ist ihr Verantw. unter euch ein hoher Beruf; und wie mühselig ihr Stand und wie gering auch oft ihr irdischer Lohn ist, ihr Amt unter euch ist hochwichtig und heilig, ihre Wirkamkeit voll unendlichen Segens. Sie sind euch gerandt, um allen alles zu werden. Wenn ihr unwissend seid, sie belehren euch; wenn ihr abirrt, sie warnen euch; wenn Gott mit Glück euch segnet, sie nehmen warmen Anteil an eurem Glück; wenn das Unglück euch heim sucht, sie leiden, trauern und beten für euch.

Die Priester sind euch vorgefetzt, das Reich Gottes unter euch zu pflegen und christliche Bildung und Sittlichkeit und dadurch Glück und Segen, eure ganze zeitliche und ewige Wohltahrt zu fördern und Sorge zu tragen für euer kostbarstes Gut, eure unsterblichen Seelen, als eure wahrhaftigen Seelsorger. Ohne Priester würde eure Gemeinde ohne Lehre und Gottesdienst und darum ohne christlich-kirchliches Leben sein und in Unwissenheit und Verwilderung, in Gottverlassenheit und Unfähigkeit untergehen; denn wer sollte a. Gott und Ewigkeit mahnen, wenn nicht sie es tun, wer den Weg des Heiles verkünden, wenn ihr Mund verstummt, wer die Gnademittel der hl. Sacramente spenden, wenn ihre Hand sie nicht darreicht, wer euch leiten und führen im Leben, wer euch trösten und ermutigen in der Todesstunde, wenn nicht sie euch zur Seite stehen?

Nur durch die Priester wird das Reich Gottes auf Erden, seine hl. Kirche, erhalten und fortgepflanzt, denn sie sind die Säeleute, welche Jahr aus, Jahr ein den Acker Gottes in den Herzen der Gläubigen mit dem Samen des göttlichen Wortes bestellen, daß er, gereinigt von den Dornen der Weltlust und Weltjorgen, hundertfältige Frucht trage in Geduld (Luk. 8, 8, 14, 15); und sie sind die Hüter, welche den von der Vergangenheit ererbten Schatz der christlichen Lehren und Gnaden überliefern und ein Geschlecht um das andere, wie sie geboren werden und heranwachsen, der Kirche zuführen.

Die Priester sind darum die Träger des christlichen Lebens für die Gegenwart und Zukunft. In den Priestern liegt die Fortdauer unseres heiligen Glaubens und in ihnen die sichere Bürgschaft der Zukunft unserer katholischen Kirche bis in die fernsten Zeiten."

### St. Joseph hilft.

(Nach einer wahren Begebenheit erzählt.)

Es ist ein herrlicher Lenzestag. Draußen auf der Waldwiese, die gen Osten von einem waldschäumenden Bächlein gleich einem Silberfaden begrenzt wird, bedecken Himmelschlüssel wie ein gelber Teppich den grünen Boden.

Ueber den kleinen Steg, der aus zwei nebeneinanderliegenden Baumstämmen besteht, nähert sich eiligen Schrittes ein etwa 12 Jahre alter Knabe dem blumenbedeckten Ager. Aus seinem Kopfe trägt er eine sogenannte Studentenmütze, unter deren Schirm ein Paar braune gutmütige Augen frisch und leb in die Welt hinein schauen. Es ist Joseph Berger, dessen Vater, wenn auch gekleidet Anzug eine füroralische Mutter erkennen läßt. Er hat früh seinen Vater verloren, — einen ehrsamten Hüter — und die Mutter mußte zuhelfen, wie sie mit ihren drei Söhnen auf dem Heimatsorte bleiben konnte.

Mit einem wahren Wohlbehagen stürzte der Knabe sich auf die Wiese, und in wenigen Augenblicken hat er einen mächtigen Strauß Himmelschlüssel gelammelt, die er nun freudestrahlend den Waldpfad hinauf seinem Elternhaus würzt.

Nach etwa 10 Minuten hat Joseph das Heimatsdorf Hühnscheid, das ammutig auf einer Anhöhe zwischen zwei reizenden Bergflüssen liegt, erreicht. Inmitten des Dorfes liegt unweit der kleinen Kapelle das weißgetünchte elterliche Haus mit seinen sauber gestrichenen grünen Fensterläden. Ein mächtiger Busch spanischer Flieder reckt seine duftenden Blütenkränze zu den Fenstern hin.

Auf dem freien Platze vor der Kapelle unter den zwei alten Lindnbäumen spielt die muntere Dorfjugend Ball.

Joseph achtet heute ihrer nicht. Verflohen, seinen großen Strauß soviel als möglich unter seiner Jacke bergend, schleicht er durch die Hintertür die Treppe hinauf in sein Schlafzimmer.

Den Haupt schmuck dieses Zimmerchens bildet ein Heiligenschein, das auf der mit einer weißer Decke belegten Kommode steht und einem Altären ähnlich sieht. Ein Kreuzifix, eine Statue der heiligen Jungfrau und des heiligen Joseph, ein Paar Engelschen, eine geweihte Krone, und verschiedene Andenken von Knecht bildeten den Inhalt des kleinen Schränkchens. Die nun verstorbene Großmutter hat sich dasselbe berichten lassen und verrichtete vor ihm ihre täglichen Gebete.

Joseph hat sein Mäzchen abgelegt. Nun begibt er sich an die Arbeit. Aus dem großen Blütenstrauß macht er deren drei und stellt sie ihm sauber in alten Gläsern vor jedes der Heiligenbilder.

Nachdem er das Altären mit den Blumen geschmückt, kniete er vor demselben auf den Boden nieder, um zu beten. Die halb ausgezogene Schublade der Kommode bildete dabei seine Armmütze. Seine Augen sind unverwandt auf das Bild des heiligen Joseph, seines Namenspatrones gerichtet.

Joseph gedachte seines verstorbenen Vaters; er betete für das Wohlergehen und die Gesundheit seiner Mutter und seiner Brüder, von denen der eine die kleine Oekonomie besorgte, der andere bei einem Bäcker in der Lehre stand. Auch an sich und seinen dereinstigen Beruf dachte Joseph im Gebete.

Mit besonderm Nachdruck sprach er die Worte: „Heiliger Joseph, hilf mir, daß ich Lehrer werde!“ In diesem Augenblick öffnete sich hinter ihm die Türe, und die Mutter, die sein Gebet von draußen belauscht, stand hinter seinem Rücken.

„Was machst du denn hier?“ fragt sie den bestürzten Knaben, der blutrot vor ihr stand, als wenn er sich auf dem Wege des Bösen ertappt gesehen.

„Nichts“, war die besangene Antwort Josephs. Die Mutter aber hatte allzudeutlich sein Gebet gehört, und helle Tränen der Rührung standen in ihren Augen.

Täglich wiederholte Joseph vor seinem Hausaltären, daß er fleißig mit frischen Blumen schmückte, seine Gebete, die fast immer in den Worten ausklangen: „Heiliger Joseph, hilf mir, daß ich Lehrer werde.“

Inzwischen war der August herangekommen und Joseph hatte wieder manchmal als Gehilfe des Lehrers vor den A. B. C. sitzen gestanden und sie lesen und rechnen gelehrt. Eines Nachmittags nach Beendigung des Schulunterrichtes sagte der Lehrer Roth zu Joseph: „Bleibe einmal hier und hilf mir in der Baumschule die Bäumchen veredeln!“

Das tat Joseph gern, denn er schätzte die Auszeichnung, in der Nähe und im traulichen Verkehr seines lieben Lehrers zu sein, der ihm ein zweiter Vater schien. Auch war es ihm eine Lust, in der Baumschule zu arbeiten und die kleinen Bäumchen zu okulieren; er freute sich lindlich, wenn die eingelezten Augen im nächsten Jahre kräftige Triebe bildeten. Mit Zustimmung des Lehrers hatte sich Joseph nach dem Muster der Schulbaumschule nach und nach auch eine eigene Baumschule von fünfzig Bildlingen angelegt.

Nachdem der Kasse eingenommen war, ging's in die große wohlgepflegte Baumschule des Lehrers Roth. Der Lehrer selbst schnitt die Augen zurecht und legte sie ein, und Joseph legte mit geschickter Hand und zur Zufriedenheit seines Lehrers die Verbände an.

Anfangs herrschte Stillschweigen. Joseph hätte es nicht gewagt, dasselbe zu brechen, wenn der Lehrer nicht zuerst geredet hätte. „Du hast wohl Freude am Veredeln und Erziehen der Bäume,“ sagte der Lehrer.

„O ja,“ gab Joseph schlichtern zurück.

„Dann wirst du wohl einmal Gärtner werden wollen,“ entgegnete der Lehrer, indem er Josephs Gesichtszüge beobachtete.

Joseph gab keine Antwort; sein Gesicht aber errödete leicht.

„Hättest du denn Freude daran, Lehrer zu werden?“ fragte der Lehrer.

„Ja,“ gab Joseph zur Antwort, „aber meine Mutter hat nicht das Geld dazu, mich studieren zu lassen,“ und in seine Augen traten Tränen, die er vor seinem Lehrer zu verbergen suchte, die von diesem aber doch nicht unbemerkt blieben.

„Dann will ich einmal mit deiner Mutter sprechen; du kannst zu mir in Privatunterricht kommen, das soll nichts kosten. Die nötigen Bücher wird dir deine Mutter schon kaufen können.“

„Aber im Seminar kostet es vieles Geld,“ bemerkte Joseph.

„Vielleicht findet sich auch dort Hilfe,“ sagte der gute Lehrer dem vor Freude überglücklichen Knaben. „Vertraue nur auf Gott und sei immer recht fleißig,“ sagte er hinzu, indem er dem Knaben die Hand reichte und sich von ihm verabschiedete, da es bereits dunkel wurde und sie die Arbeit einstellen mußten.

Joseph lief freudestrahlend und jauchzend nach Hause; was er nicht geahnt hatte, das hatte ihm dieser Tag gebracht: er sollte zu seinem Lehrer in Privatunterricht und seinem Ziele näher kommen.

Seine gute Mutter war über die frohe Botschaft ebenfalls erfreut, aber ein bitterer Vermutstropfen fiel heute in diesen Freudentrank, denn der älteste Bruder Josephs fing an zu kränkeln, und der geruene Arzt schüttelte die Achseln, da ein bedenkliches Lungenleiden im Anzuge schien.

Josephs Freude war bedeutend herabgestimmt. Er trat vor sein geschmücktes Altären und betete für seinen erkrankten Bruder und bat Gott und den heiligen Joseph, doch weiter für ihn zu sorgen, daß er Lehrer werde.

Nun sehen wir Joseph Berger alltäglich nach der Schulzeit mit seinen Büchern unter dem Arm zu seinem Lehrer wandern. Er machte auch im Privatunterricht gute Fortschritte und so schien der Hoffnungstern immer mehr zu glänzen.

Aber die Mutter glaubte noch immer nicht, daß es ihr möglich sein werde, Joseph Lehrer werden zu lassen, da der inzwischen hoffnungslos erkrankte älteste Sohn alle ihre Mittel in Anspruch nahm, und die Mutter alles daran setzte, das Leben desselben zu retten.

Josephs Plan sollte gerade um die Zeit scheitern, da er aus der Schule trat.

Auf dem Bäckermeisteramte wurde eine Stelle als Schreibergehilfe frei, und der Bürgermeister überredete die Mutter dazu, ihren Sohn Joseph, dessen schöne Handschrift er von der Entlassungsprüfung her kannte, ihm als Schreiber zu überlassen.

Die Mutter war froh, auf solche Weise aus der drückendsten Not zu kommen, da Joseph in Aussicht stand, täglich eine Mark als Schreiber zu verdienen.

Und Joseph, der dem Willen seiner Mutter, deren sorgenvolle Lage er bei seinen vierzehn Jahren wohl verstehen konnte, nicht entgegenzutreten wollte, willigte, wenn auch schweren Herzens, ein.

Aber die Hoffnung, daß er sein Ziel doch noch erreiche, gab er nicht auf. (Schluß folgt.)

### Heldenmütige Nächstenliebe.

Es war im Jahre 1871. Ein schrecklicher, blutiger Kampf tobte in den Straßen von Paris. Es sind Soldaten und Bürger, die einander feindlich gegenüberstehen. Seit dem frühen Morgen schon dauerte das entsetzliche Ringen.

Besuchen wir zur selben Zeit ein Spital der Barmherzigen Schwestern. Es steht unter der Leitung einer ebenso frommen wie umsichtigen Oberin, Schwester Rosalia. Heute geht es daselbst sehr geschäftig und lebhaft her. Hat man doch Hunderte von Verwundeten, namentlich Soldaten und Offiziere heringebracht, damit sie hier Heilung und Pflege finden sollten.

Schwester Rosalia ist überall. Da tröstet sie, dort legt sie einen Verband auf, an einer anderen Stelle gilt es wieder, ein Menschenherz vorzubereiten auf die Stunde des Gerichtes. Plötzlich ruft man sie mit Schrecken. Ein Trupp Aufständischer ist am Tore. Sie verlangen die Auslieferung der Verwundeten und drohen das Tor einzurennen, wenn man ihrem Begehren nicht Folge leiste. Schwester Rosalia belet, dann faßt sie einen heldenmütigen Entschluß. Sie öffnet die Türe und tritt allein vor die wütende, blutdürstige Menge. — „Was wollen Sie, meine Herren?“ ruft sie. — „Unser Feinde!“ schallt es ihr zurück. — „Hier gibt es weder Freunde noch Feinde, sondern nur Verwundete. Ihr werdet nur über meine Leiche zu ihnen dringen.“ — Die wütende Volksmenge stuzte und zog sich dann langsam zurück.

Der Heldenmut christlicher Barmherzigkeit hatte hier einen seiner schönsten Siege errungen.

# Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

## Allerlei über Erziehung.

(Fortsetzung.)

Es will alles gelernt sein, auch das Beten. Bringt das Kind auch eine natürliche Neigung zu seinem Schöpfer mit auf die Welt, welche durch die Taufe und gemeinet wird, so bedarf es doch der Anweisung, wie man mit dem himmlischen Vater verkehrt, mit Ihm redet, sich mit Ihm unterhält, kurz: betet. Ein Geistlicher, der mit seinem Vornamen Johannes hieß, hat uns ein Schriftchen hinterlassen, worin er erzählt, wie er im Hause seiner Eltern es gelernt hat, mit Gott in der rechten Weise umzugehen. Seinen Bericht wollen wir zu Grunde legen und einige Bemerkungen daran knüpfen.

Die Zeit, in der ihm seine Mutter das „Vater unser“ beten lehrte, war ihm nicht mehr erinnerlich; es muß also sehr frühzeitig geschehen sein. Und doch war dies vermutlich nicht die erste Gemüthshebung zu Gott, wozu er angeleitet worden. Gewiß hatte die fromme Erzieherin schon vorher, etwa im zweiten Lebensjahre, ihren Kleinen auf den Schoß genommen, seine Händchen gefaltet und ihm kurze Stillschweigen vorgesprochen: „Lieber Gott mach mich fromm, daß ich zu Dir in den Himmel komm.“ — „Komm, Herr Je u, sei unser Gast, segne, was Du uns becheret hast.“ — „Jesu kindchen klein, mein Herzchen ist rein, soll niemand drin wohnen, als Jesus allein.“ — „O Maria, steh' uns bei, daß uns Gott barmherzig sei.“ — „Heil'ger Schutzengel mein, laß mich dir empfohlen sein, daß mein Herz von Sünden frei, allzeit Gott gefällig sei.“ Derartige kernige Gebetsprüche, die unsere Voreltern in reicher Fülle wußten und ihren Nachkommen überlieferten, werden von den Kleinen leicht auswendig gelernt und gern hergelagt, pflügen sich tief in Geist und Gemüt ein und erweitern sich weit ins spätere Leben hinein wirksam. Mancher gottvergessene Sünder verdankt der Erinnerung daran seine Bekehrung; für viele sind sie das unzerstörbare Band, das sie in der Gottesfurcht und Tugend erhält.

Im vierten Jahre seines Lebens lernte unser „Johannes“ ein Morgenbeten, das mit den Worten anfing: „Mein Gott und Herr! ich opfere Dir auf all mein Tun und Lassen zu Deiner größten Ehre und Glorie“. . . . Die Mutter, erzählt er, setzte mich und meine Schwester jeden Morgen in der Küche, wo sie das Frühstück bereitete, auf ein Bänkchen, und betete mit uns das „Vater unser“; war dieses fünf- oder siebenmal gesprochen, so verrieth sie die angeführte „Gute Meinung“. Wir merkten uns mehrere Worte daraus und sagten sie in der Stille nach“. . . . „In demselben Jahre, fährt der Berichtsteller fort, lehrte mich meine Mutter die zehn Gebote, während sie mit Flachshecheln beschäftigt war und ich mich neben sie hinsetzte.“ Wenn wir uns diese Lektionen in der Küche und in der Scheuer vorstellen, so will es uns wohl bedünken, daß sie nicht gerade musterhaft gewesen. Allein vielbeschäftigte Frauen mögen manchmal mit der Zeit recht ins Gedränge kommen, und da ist es denn besser, sie helfen sich, so gut sie können, als daß sie eine ihrer Pflichten ganz beiseite legen. Unsere Mutter hat gewissenhafter und klüger gehandelt, als jene, welche stets „keine Zeit“ finden, sich mit dem Betenlehren abzugeben. Zudem handelte es sich ja vorläufig mehr um das Einprägen von Formeln als um wirkliche Andachtsübungen.

Die Gewöhnung an äußere Ehrerbietigkeit beim Beten hat übrigens auch nicht gemangelt. Es war schon eine Respekterweisung gegen die göttliche Majestät, daß auf richtiges und vollständiges Aussprechen der Gebetsworte geachtet wurde.

Auch soll man die Kinder zu Hause schon daran gewöhnen, beim Beten sich der hochdeutschen Schriftsprache zu bedienen, — nicht der Volksmundart. Abgesehen davon, daß es sonst in der Schule viel

Nähe macht, sie vom angewöhnten Rauderwelsch abzubringen, ist es passend, mit dem Herrn Himmels und der Erde „schön artig“ zu sprechen, dagegen ungeschickt, in der Sprache des alltäglichen Lebens mit dem Allerhöchsten zu verkehren. Sagt man ihnen ja doch, wenn sie an Vorgelehrt etwas auszurichten haben, die Sätzchen, die sie vorbringen sollen, so vor, wie wir sie schreiben. Dieselbe ehrerbietige Rücksichtnahme ist auch beim Reden mit Gott am Platz.

Schon dieses Dringen auf gutes Sprechen bringt dem Kinde zum Bewußtsein, daß Beten eine erhabene Beschäftigung sei. Mehr noch muß ihm der Eltern andächtige Haltung sätzlich machen, daß es sich dabei um eine heilige Sache handelt. „Lange Zeit, schreibt der französische Dichter Lamartine, waren die Knie unserer Mutter für uns ein traulicher Altar. Ihr strahlendes Antlitz war im Gebete immer von ehrfurchtsvollster, etwas feierlicher Stimmung verklärt, welche uns selbst das Gefühl von der Wichtigkeit des Alles, den sie uns lehrte, tief einprägte. Wenn sie mit uns und für uns zu Gott stehete, war ihr schönes Gesicht noch sanfter und milder. Wir fühlten, daß sie mit Gott, ihrer Kraft und ihrer Freude, verkehrte.“ So gesammelt und fromm, als kniet ihr in der Kirche vor dem Altar, so sollt ihr stets beim häuslichen Gebete euch benehmen, euch auch nicht vor den Kindern scheu zurückziehen, wenn ihr bei besonderen Anlässen euer Herz so recht innig vor dem himmlischen Vater ausschüttet, sondern sie Zeugen eurer Andachtsglut sein lassen. Besonders empfehle ich euch, sie mitzunehmen, wenn ihr Privatbetungen des Allerheiligsten macht. Dort am Sonntagnachmittag in der Stille der Pfarrkirche oder in einer traulichen Kapelle, wo nur einige gottliebende Väter ihr „Vater unser“ flüpfeln, lernt dein Kleines mehr Frömmigkeit, als bei zehn Gebetsanlässen zu Hause und beim öffentlichen Gottesdienst. „Mutter, darf ich mit?“ schlage die Bitte einer nach dem Heiland dürstenden Kindesseele nie ab. Viele, auch unser Johannes, haben in solchen Halbstündchen vor dem Tabernakel der in Betrachtung versunkenen Mutter herzliche Andacht im Beten abgesehen und abgelernt.

„Man kann alles erbeten, wenn man nur recht betet!“ das war einer jener christlichen Grundsätze welche sie ihren Kindern oft wiederholte. „Ja, weiß es ganz gewiß!“ pflegte sie bekräftigend beizufügen; sie hatte in ihrem bitterharten Leben oft erfahren, daß dem so sei. Wenigstens mit jeder Woche ward sie von einer neuen, gewöhnlichen Not heimgelacht, und alle Jahre kamen außerordentliche schwere Drangale über sie und die Familie; da hat sie dann immer gebetet und oft wunderbare Erhörung gefunden. Dadurch ist sie in ihrem Gottvertrauen unererschütterlicher geworden und hat sich bemüht, dasselbe auf ihre Nachkommen zu vererben. Sie erzählte ihnen, wie die Großmutter am Nervenfieber erkrankt und vom Arzte aufgegeben war; da hat sie eine heilige Messe lesen lassen und alle Angehörigen haben am heiligen Opfer teilgenommen, und zur nämlichen Stunde trat die Krisis ein und nahm die Krankheit eine quie Wendung. Ein anderes Mal sollte dem Bruder der Fuß amputiert werden, weil er brandig geworden. Die Angehörigen bestärkten die Herzen Jesu und Maria und gelobten Wallfahrten, und der Bruder gesundete ohne gefährliche Operation ganz pldhlich. Diese und viele andere ähnliche Vorkommnisse haben sie in der Ueberzeugung bestärkt: „Man kann alles erbeten!“ Kam eine neue Prüfung, so sprach sie: „Unser Herrgott meldet sich wieder an; wir müssen sehen, ob alles ta Didanz ist; wir werden's nicht besser verdient haben!“ ward gelassener, wohlthätiger, schweigsamer, gewissenhafter in allen Stücken und mahnte groß und klein zu fleißigem, gutem und vertrauensvollem Gebet. Und dann ging sie selbst hin zum Altar der schmerzhaften Mutter in der Klosterkirche und hat zur Trösterin der Betrübten gesagt: „Ich geh' nicht mehr fort, bis du mir geholfen hast!“ und sie hat geholfen.

Viel gebetet und zum Beten angeeifert hat sie auch zur Zeit, wo die Standeswahl ihres

Johannes in Frage stand. Glücklicherweise war der Vater gleicher Meinung mit der Mutter. „Hab' Gott vor Augen, bild' dir nichts ein, und bete auch; denn wir sind nichts aus uns selber!“ hatte sein Abschiedswort auf dem Weg zur Universitätsstadt gelautes. Allein der Herr Sohn, der alte Zeugnisse sich verdiente, meinte bald, er wäre doch etwas aus sich selber, und manche seiner Studiengenossen bestärkten ihn in dem Hochmut, der Mensch habe Gott nicht nötig, das Beten habe nur die Bedeutung einer Herzensveredelung, erlange aber nichts. Als er diese neugewonnene Weisheit einmal bei einer Dame austramte, deren Söhnen er Privatunterricht e teilte, setzte ihm diese den Kopf zurecht. „Warum sagt denn unser Herr, der Gottes Sohn ist: Bittet, und ihr werdet erhalten? Warum sagt er: Alles, um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das werde ich euch geben? . . . Hat er mit diesen Versicherungen etwa nur einen Scherz machen wollen? Warum sagt er das alles, wenn das Beten umsonst ist, wenn Gott eine Bitte nicht erhören kann?“ usw. „Wenn ich denken könnte, schloß sie, daß Ihr ungläubiges Gerede ernst wäre, Sie dürftest mir nicht mehr ins Haus kommen und meinem Sohn nicht einmal mehr Latein und Griechisch und Lateinisch lehren!“ Der Eindruck dieser Zurechtweisung war um so tiefer und nachhaltiger, als Johannes bald darauf einen protestantischen Professor und zwei vornehme Studenten näher kennen lernte, deren religiöse Anschauungen mit denen der Dame stark harmonierten. „Studieren Sie nur recht fleißig, hatte einmal der Professor ihn ermahnt, und beten Sie alle Tage, daß Gott Ihre Studien segne; dann wird alles recht werden!“ Dieses Wort eines gelehrten Protestanten von europäischem Ruf kam dem Schwach- und Kleingläubigen oft in den Sinn. Einstens kam er in der Kirche hinter seinen adeligen Freund aus Westfalen, einem Laien, zu stehen. Dieser kniete im Stuhle und betete so andächtig wie ein Kind. „Wenn ich doch auch so beten könnte!“ war jortan sein lehnlichster Wunsch, sein oft wiederholter Seufzer. Und Johannes hat es zum zweitenmal gelernt: von dieser guten Gesellschaft und von seiner Mutter in ihrer letzten Krankheit.

Ein Besuch in der Heimat während der Pfingstferien hatte dem jungen Studenten die Gewisheit gebracht, daß seine Mutter an Lungenschwindsucht leide und ihre Lebensstage gezählt seien. Er fand sie oesast; ruhig sprach sie vom eigenen Sterben, ja tröstete den um den nahen Verlust weinenden Sohn. Oft hat er später den verklärten Blick erwähnt, den er sie zeitweise aus ihren großen schwarzen Augen auf das Kreuz hesten sah, so oft sie heftig zu leiden hatte, und die Worte wiederholt, die sie dann zu sprechen pflegte: „Der Betreuer ist mein Trost!“ Eine der letzten Ermahnungen hatte gelautes: „Ich will für dich beten, wenn ich zu Gott komme; bete du fleißig für mich, daß ich bald aus dem Fegfeuer erlöst werde. Dann will ich gewiß für dich beten, daß es dir gut gehe!“ Diese Szenen vollendeten die innere Umwandlung des etwas lau gewordenen Johannes. Er erkannte, wie wahr der Katechismus lehre, daß das Gebet den Menschen in der Trübsal tröste, in Ertragung der Leiden stärke, selbst dem Tod seine Schrecken benehme, wie der heilige Chrysostomus sagt, „ein Mittel zur Erlangung süßer Wonne“ in den Widerwärtigkeiten des Lebens und in den Bitterkeiten des Sterbens sei. In unglückliche Traurigkeit versunken, kam er bald nach dem Ableben der Mutter an einem Feldkreuz vorüber, wo diese in den Tagen der Kindheit gelegentlich eines Besuches des Großvaters mit ihm niederkniet war und ihm ein Stillschweigen zum Betreuer gelehrt hätte, gedachte der Mahnung des Apostels (Jak. 5, 13): „Ist niemand traurig unter euch, so bete er!“ und ging getröstet von dannen, frisch ins bewegte Leben hinein, wo er zu seinem Glück nie der Regel vergaß, die er in der Mutterschule gelernt: „Vertraue auf Gott und bete!“



# Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 12.                      Sonntag den 22. März 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hierfür fällig. Erziehungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochenkalender. — Vierter Fastensonntag. — Das Band der Liebe. — Aus dem Kalender der Woche. — Was wollen die Gottesläugner? — Kinder-Disputation. — St. Joseph hilft. — „Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“ — Goltdörner. — Allerlei über Erziehung. — Der hl. Vater und die Kommunionkinder. — Epistel.

### Wochenkalender.

- Sonntag, 22. März, 4. Fastensonntag.
- Montag, 23. März, Viktorian, Martyrer; Otto. †
- Dienstag, 24. März, Berta, Jungfrau. †
- Mittwoch, 25. März, Maria Verkündigung. †
- Donnerstag, 26. März, Ludgerus, Bischof. †
- Freitag, 27. März, Fest des heil. Blutes. Johannes von Damaskus, Kirchenlehrer. ††
- Samstag, 28. März, Johannes Kapistran, Sel. †

### Vierter Fastensonntag. Jesus vermehrt Brode.

Evangelium Johannes 6, 1-16.

In jener Zeit fuhr Jesus über das Galiläische Meer, an welchem die Stadt Tiberias liegt. Und es folgte ihm eine große Menge Volkes nach, weil sie die Wunder sahen, die er an den Kranken wirkte. Da ging Jesus auf einen Berg und setzte sich davor mit seinen Jüngern nieder. Es war aber das Osterfest der Juden sehr nahe. Als nun Jesus die Augen erhob und sah, daß eine große Menge Volkes zu ihm gekommen war, sprach er zu Philippus: „Woher werden wir Brot kaufen, daß diese essen?“ Das sagte er aber, um ihn auf die Probe zu stellen, denn er wußte wohl, was er tun wollte. Philippus antwortete ihm: „Brot für zweihundert Zehner ist nicht hinreichend für sie, daß jeder nur etwas weniges bekomme.“ Da sprach einer von seinen Jüngern, Andreas, der Bruder des Simon Petrus: „Es ist ein Knabe hier, der fünf Gerstebrode und zwei Fische hat; alle was ist das unter so viele?“ Jesus aber sprach: „Lasset die Leute sich setzen!“ Es war aber viel Gras an dem Orte. Da setzten sich die Männer, gegen fünftausend an der Zahl. Jesus aber nahm die Brode, und nachdem er gedankt hatte, teilte er sie denen aus, die sich niedergesetzt hatten, desgleichen auch von den Fischen, soviel sie wollten. Als sie aber satt waren, sprach er zu seinen Jüngern: „Sammelt die übriggebliebenen Stücklein, damit sie nicht zugrunde gehen.“ Da sammelten sie und füllten zwölf Körbe mit Stücklein von den fünf Gerstebroden, welche denen, die gegessen hatten, übriggeblieben waren. Da nun die Menschen das Wunder sahen, welches Jesus gewirkt hatte, sprachen sie: „Dieser ist wahrhaft der Prophet, der in die Welt kommen soll!“ Als aber Jesus erkannte, daß sie kommen und ihn mit Gewalt nehmen würden, um ihn zum Könige zu machen, floh er abermals auf den Berg, er allein.

### Das Band der Liebe.

Welches Schauspiel auf dem Berge am See Genesareth! Fünf Tausend Männer lagern sich im Kreise und stillen ihren Hunger an dem Wunderbrot, erglücken alle von Liebe und Begeisterung zu dem großen Lehrer und Wunderdiener, stürzen sich an, eine heilige Gewalt zu üben. Ihren geliebten Jesus im

Triumphe nach Jerusalem zu führen und als König ihn zu setzen auf den Thron seines Vaters David.

Und auf dem Berg des Altars thront derselbe Jesus, teilt allen das Wunderbrot mit und spendet durch seine Priester die hl. Kommunion, in der sein eigener Leib enthalten ist und sein kostbares Blut. Und dieses Mahl ist in Wahrheit das Band der Liebe, das uns aufs innigste mit Jesus verknüpft. Gerade darum wird dieses Geheimnis „Kommunion“ genannt, das ist Vereinigung. In der Messe hast du schon wahrgenommen, wie der Priester bei der Opferung dem Weine einen Tropfen Wasser beigemengt. Dieser Tropfen verliert sich vollständig in dem Weine und geht in ihm auf; so vereinigt sich in der Kommunion die Seele mit Christus. Mit der Braut im Hohen Liede kannst du in jenem seligen Augenblick sprechen: mein Geliebter ist mein und ich bin sein. Dein Ich wird gleichsam verschlungen und aufgehoben, und Christus an dessen Stelle gesetzt. Du darfst dir bei der Kommunion die Worte des Völkerapostels aneignen: ich lebe, doch nicht mehr ich, sondern Christus lebt in mir!

Jene Seelen, die ganz in diesem Glauben schwimmen, welches Glück fühlen sie, welche Wonnen verkosten sie, welche Fortschritte machen sie. Da starb zu Lilla in Italien im Jahre 1903 die Dienerin Gottes Gema Galgani. „Wie Sie wissen“, schreibt diese fromme Jungfrau ihrem Seelenführer, gehe ich jeden Morgen zur heiligen Kommunion; es ist dies der einzige und größte Trost, den ich habe. . . Gibt es wirklich Seelen, welche nicht begreifen, was die heilige Eucharistie ist? Es ist geradezu unmöglich, daß es Menschen gibt, die bei so vielen Liebesbeweisen gleichgültig bleiben. . . Nicht wahr, diejenigen, die jemand außer Jesus lieben, sind Toren? Weist du, mein Gott, was eine liebende Seele in Trostlosigkeit verlieren kann? Der Umstand, daß sie dich nicht genug lieben kann.

Steige nochmals auf den Berg zum Heiland und zum Volk. Durch jene gemeinsame Mahlzeit wurden die Gäste nicht nur mit dem Heiland verbunden, sondern auch untereinander. Alle waren sie bejeelt von dem nämlichen Glauben an den Heiland, von derselben Begeisterung, von demselben Willen, ihm zu dienen und nach seinen Grundsätzen zu leben; auch gab es unter ihnen keine Zwistigkeiten oder Mißhelligkeiten, sondern jeder bemühte sich, dem andern eine Gefälligkeit oder Artigkeit zu erzeigen; alle fühlten sich in der

Nähe des Heilandes wie Kinder einer Familie, die in gegenseitiger Liebe um den Vater sich scharen.

Und dazu hat Christus auch die hl. Kommunion eingesetzt: sie soll die Gläubigen umschlingen und verknüpfen durch das Band der Liebe. Alle, die zum Tische des Herrn hinzutreten, werden mit einander verbrüderet und verschwistert. Es ist nicht ohne Sinn und Bedeutung, daß der Heiland nach dem Genusse seines Leibes seine Jünger zur Bruderliebe ermahnt hat. „Das ist mein Gebot, daß ihr einander liebet.“ (Joh. 13, 34.) Und bringt nicht der hl. Paulus die Kommunion in engste Verbindung mit der Bruderliebe? Schlage den ersten Korintherbrief auf (10. 16.), wo der Apostel an die Gläubigen die Frage stellt: der Kelch der Segnung, den wir segnen, ist er nicht die Mitteilung des Blutes Christi, und das Brot, das wir brechen, ist es nicht die Mitteilung des Blutes Christi? Also sind wir ein einziges Brot und ein einziger Leib, wir viele, die wir teilnehmen an dem einen Brode. — Es ist der Heiland, den wir empfangen, will Paulus sagen; sein Leib, den wir genießen unter Brodgestalt, sein Blut, das wir trinken unter Weinsgestalt; nun empfangen aber alle den nämlichen Leib und das nämliche Blut, und darum werden alle, die an diesem Mahle teilnehmen in geheimnisvoller Weise ein Leib und eine Seele werden zu einer geistigen Gemeinschaft verbunden wie die Steine zu einem Gebäude, wie die Zweige zu einem Baume. Predigen nicht schon die Geualten von Brot und Wein diese schöne Wahrheit? Siehe, die vielen Weizenkörner geben das eine Brot, und die vielen Traubenbeeren geben den einen Wein. So sollen die vielen Gläubigen durch die Kommunion ein Herz und eine Seele werden. Erinnere dich, daß die Apostelgeschichte diese hl. Eintracht den ersten Christen nachrühmt. „Die Menge der Gläubigen war ein Herz und eine Seele und keiner von ihnen nannte etwas sein eigen von dem, was er besaß, sondern sie hatten alles gemeinsam.“ (Apg. 4, 32.) Und diese Gemeinschaft des Herzens und des Vermögens war offenbar eine Frucht der Gemeinschaft des Gottesdienstes, eine Frucht der Gemeinschaft des Gebetes, eine Frucht der gemeinschaftlichen täglichen Kommunion. Denn „täglich verharreten sie einmütig im Tempel und brachen das Brot in den Häusern und nahmen Speise in der Einsalt des Herzens.“ (Apg. 2, 41.) Und an einer anderen Stelle heißt es: „Sie verharreten in der Lehre der Apostel

und in der Gemeinschaft des Brotbrechens.“ (Apg. 2, 42.)

Die Zeit ist gekommen, wo die Kirche dich rüst zum Tische des Herrn, dich verpflichtet zur hl. Osterkommunion. Möge sie für dich werden, was ihr Name besagt: eine Vereingung mit Christus, eine Vereingung mit den Brüdern Christi, ein Band der Eintracht und der Liebe. Möge Christus dein Herz so sehr an sich ziehen, so sehr in Besitz nehmen, daß die Freuden der Welt dir vorkommen wie Schweinesutter und die Sünden wie Straßentot. Und daß ja kein Stachel der Feindschaft in deinem Herzen stecke gegen deinen Nachbar, deinen Mitbürger, deinen Konkurrenten, die ja alle gleich dir zum nämlichen Tische hinstreten, gleich dir das nämliche Mahl genießen. Möge durch die hl. Kommunion alle Katholiken als fruchtbare Reben eingepflanzt werden in Christus den Weinstock des Lebens.

Der Burgpfarrer.

### Aus dem Kalender der Woche.

Ein dreifacher Ruf aus der Höhe.

Den 25. März feiert die Kirche das Fest Maria Verkündigung. Dieser Tag erinnert an den Beginn des Heiles, an den Anfang der Erlösung, denn in dem Augenblicke der Verkündigung nahm Gottes ewiger Sohn Fleisch und Leben an aus Maria der Jungfrau. Ohne die Botschaft des Engel Gabriel in dem stillen Hause zu Nazareth hätte es keine Engels-Botschaft gegeben aus Bethlehems Fluren; unterblieben wäre des Engels Kunde am offenen Grabe: „Er ist auferstanden! Er ist nicht hier!“ So ist auch innigste die demütige Jungfrau Maria mit dem ganzen Erldunagswerke verknüpft — ihre Zustimmung bei der Verkündigung des Engels, die sie mit der gottgegebenen Antwort: „Mir geschehe nach deinem Worte“ kund tat, eröffnete der sündenbeladenen Menschheit den neuen Ausblick auf bessere, gottgesegnete Zeiten.

Doch der wohlunterrichtete Christ erinnert sich nicht nur an diesem Festtage des Besuches des Himmelsfürsten Gabriel bei der Keinen und Makellosen. Täglich, ja dreimal täglich denkt er an das wichtige Ereignis, so oft nämlich die Glocke hoch vom Turme morgens, mittags und abends den „Englischen Gruß“ läutet; er hält inne in seinem Tagewerk, entblößt das Haupt und betet still den „Engel des Herrn“. Denn zur Erinnerung an die Verkündigung des Engels ist ja das dreimalige Läuten eingeführt.

Wie sinnreich ist doch diese alteingeführte Sitte! Des Morgens, wenn die Dämmerung dem leuchtenden Tage zu weichen beginnt, ruft die Glocke die Herzen wach zu Gott, ihrem Erschaffer; des Mittags mahnt ihr eherner Schall, ein Weilschen innezuhalten in des Tages Arbeit und wegen der irdischen Sorgen nicht der ewigen Bestimmung zu vergessen; des Abends kringt sie hinaus in die christliche Gemeinde mit der Aufforderung, den Tag mit Dank gegen Gott und seine alles behütende Vorsehung zu beschließen. Und das Gebet zu dem ihr Klang ruft, weist zugleich auf diejenige hin von der das Heil der Welt seinen Ausgang genommen, auf die Kettlerin und die Zuflucht der Sünder.

So sorgt die Kirche durch das Angelusläuten, daß die Gäubigen Tag für Tag ihrer ewigen Aufgabe gedenken. Schön heißt es über die erste Stimmung, die bei dem Klange der Aveglocke im Herzen aufsteigt, in einem Gedichte von J. Sigmund:

„Da leg' ich meine Hand auf's Herz mit Zagen,  
Als wöhl' ich prüfend in das Inn're schaun;  
Wird dann in jener Stunde dir nicht graun,  
Wenn diese heinen Pulse ausgeklagen? —  
O könnte ich mir offen dann gestehen:  
Es war mein Lebensabend all entlang  
So hell und rein als wie der Glocke Klang —  
Dann will getrost zur ew'gen Ruh' ich gehn.“

Der Kalenderichreiber.

### Was wollen die Gottesleugner?

Antwort: 1. Die Gottesleugner möchten diesem großen Gott die Herrscherkrone vom Haupte schlagen. Sie sagen: „Es gibt keinen Gott!“ Er hat uns nicht erschaffen; wir haben uns aus eigener Kraft aus dem Terte entwickelt. Wir brauchen keinen Schöpfer in Himmelsböhen! Die Gottesleugner sind also Räuber; denn Gott ist der Schöpfer der Welt und bleibt es; jene aber rauben ihm diese Ehre.

2. Die Gottesleugner möchten Gott den Herrn vom Throne stoßen, vernichten, aus der Welt schaffen, sein Andenken in den Menschenherzen tilgen. Sie sind somit wahre Revolutionäre. Sie können Gott nicht vernichten, dafür ist Gott zu groß; aber sie möchten es, diete Toren! Wie wenn einer mit einem Messer den Montblanc zerichneiden, oder mit einem Hammer das ganze Alpengebirge zermolmen wollte, der Tor! Gott bleibt dennoch ihr Herr; aber sie empören sich gegen ihn.

3. Die Gottesleugner leugnen auch jede Abhängigkeit von Gott. Gott habe ihnen keinen Glauben und keine Gebote vorzuschreiben! Sie nennen das „Freiheit“ und es ist doch nur Frechheit und Zügellosigkeit. Sie möchten unabhängig sein; sie bleiben aber an die Sittengesetze gebunden wie jeder andere Mensch. Sie rütteln zwar an den Ketten, wie ein Kettenhund, aber die Ketten sind unzerreißbar. Sie werden alle von demselben Gott gerichtet, von dem sie sich losreißen wollten.

4. Die Gottesleugner schreiben sich selber zu, was sie nur der Güte Gottes verdanken: ihren Verstand, ihre Zunge, ihr Auge, ihre Gesundheit, ihr Kraft und Reichtum. Das ist Lüge und schwarzer Undank.

Es bleibt ewig wahr, daß auch der Gottesleugner alles Gute Gott verdankt. Aber davon will er nichts wissen. — In all diesem hat der Gottesleugner unrecht und er sündigt dabei gegen sein eignes Gewissen. Darum saut mit Recht der hl. Paulus, daß die Gottesleugner „unentschuldigbar“ sind (Röm. 1, 20). Sie wissen wohl, daß es einen Gott gibt, aber sie wollen keinen Gott.

Es kann ja geschehen, daß ein Mensch, der ohne Religion auferzogen wird, eine kurze Zeit lang ohne die Kenntnis von Gott lebt — aber ange kann ihm der liebe Gott nicht verborgen bleiben. Er erkennt bald seinen Gott, und wenn er ihm dann nicht dienen will, so ist er ein Frevler und ein großer Sünder vor dem Herrn.

Dieter Raub, diese Empörung, diese Zügellosigkeit, dieser schwarzer Undank ist Sünde und bleibt Sünde in Ewigkeit.

### Kinder-Disputation.

Parabel aus dem 17. Jahrhundert von Clemens Brentano.

Ein Knabe hatte viel von einem gelehrten Wanderdoktor der Weltweisheit gehört. Da es schon die halbe Weisheit ist, einen Weisen zu fragen, ruhle er nicht eher, bis er den Doktor der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und er bat ihn, ihm, einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine. Der Doktor lächelte und war bereit, dem einsältigen Knaben zu dienen; die Disputation geschah auf offenem Markte unter vielen rechtchaffenen Leuten. Die Unterredung fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?“  
Doktor: „Ein guter Freund.“  
Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?“  
Doktor: „Der die meisten Bücher gelesen hat.“  
Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dämmsie in der Welt?“  
Doktor: „Der am wenigsten weiß.“  
Knabe: „Nein, der sich seiner Wissenschaft rühmt. — Welches ist der beste Stand?“  
Doktor: „Der Doktorstand.“  
Knabe: „Nein, der Christenstand. — Welches ist die größte Kunst?“  
Doktor: „Die Welt wohl zu regieren.“

Knabe: „Nein, sich selbst wohl zu regieren. — Wer ist der Reichste auf Erden?“

Doktor: „Der das meiste Geld hat.“  
Knabe: „Nein, der genug hat an jedem. — Welches ist das mächtigste Tier?“

Doktor: „Der Löwe.“  
„Nein, das Würmlein, welches Menschen und Löwen verzehrt. — Welches Tier trinkt das unruhigste Getränk?“

Doktor: „Der Fisch, der das Meer trinkt.“  
Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menschen Blut saugt.“

Als die Umstehenden dem Knaben immer mehr Beifall klatschten, ward der Doktor unwillig und sagte:

„Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweise beantworten können. Aber jetzt will ich dich auch fragen.“

„Das tue“, sagte der Knabe, „damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht schuldig bleibst.“

Da lachten die Leute, und es fragte der Doktor: „Wie groß ist die Welt?“

Knabe: „So groß, daß sie Gott allein umspannen kann, und doch nicht so groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doktor: „Hängt, steht oder schwebt die Welt?“  
Knabe: „Der sie umspannt der hält sie auch.“

Doktor: „Was hat Gott getan, eh' er die Welt erschaffen?“

Knabe: „Er hat Ruten gebunden, den eiteln Borwitz zu strafen, der mit solchen Fragen die Eitelkeit in Verirrung führt.“

Mit dieser Antwort war die Disputation geschlossen. Der Doktor zog sich beschämt zurück.

### St. Joseph hilft.

(Nach einer wahren Begebenheit erzählt.)

(Schluß.)

Nach seiner Privatstunde bei Lehrer Koth lenkte er eines Tages seine Schritte zum Pfarrhause, das in einem wohlgepflegten Gärtchen nicht weit von der Kapelle lag.

Er schellte, und die betagte Schwester des guten allbeliebten Pfarrers Paulus öffnete.

„Kann ich mit dem Herrn Pfarrer sprechen?“ fragte bescheiden der schüchterne Joseph, und Schwester Gertrud führte ihn in das Studierzimmer des Bruders.

Freundlich hieß der Pfarrer Paulus Joseph willkommen und fragte ihn nach seinem Begehre. Schluchzend vor Tränen konnte dieser kaum Worte hervorbringen.

Endlich jedoch trug er dem Pfarrer den Grund seines Kommens vor. Der würdige Herr, der stets ein mitleidiges Herz für den Kummer seiner Mitmenschen hatte, nahm Josephs Hand in die rechte, sah ihm in die tränenschwimmenden Augen und sprach: „Du sollst Lehrer werden. Zwar habe ich auch nicht das Geld, das du im Seminar brauchst, aber hoffentlich wird Gott uns noch Hilfe senden. Sei nur recht fleißig und vertraue auf Gott. Ich werde mit deiner Mutter sprechen! damit du zugleich etwas verdienst für deinen kranken Bruder, kannst du täglich zu mir kommen und meinen kleinen Neffen Regidius im Schreiben und Lesen unterrichten. Dafür erdältst du täglich eine Mark, mehr verdienstest du ja auch als Schreiber nicht.“

Freudig und voll Dank gegen Gott und den guten Pfarrer eilte Joseph nach Hause, und die Mutter sowie der kranke Bruder verdoppelten seine Freude durch ihre Zustimmung und Teilnahme.

Täglich eilte nun Joseph ins Pfarrhaus, den kleinen Regidius zu unterrichten. Die übrige Zeit war er in der Schule, wo er fleißig Heterdienste verrichtete, oder er saß auf seinem stillen Schlafkammerlein neben dem blumengeschmückten Märchen und studierte oft bis tief in die Nacht hinein. Fast jeden Morgen sah man Joseph in der Kirche andächtig dem hl. Opser folgend.

Am Sonntag Nachmittag aber zog er mit seinen Kameraden hinaus in den Wald und vergnügte sich nach Herzenslust. Nie lehrte er jedoch zurück ohne einen Käfer oder Schmetterling oder einen seltenen Stein oder eine Blume für eine Sammlung mitzubringen.

Joseph wurde inzwischen 16 Jahre alt.

Eines Morgens sprach der Pfarrrer zu ihm: „Wie wär's, Joseph, wenn du für diesen Sommer eine Privatlehrerstelle bei meinem Freunde Bredon in Frankfurt a. M. annehmen würdest. Du unterrichtest dort dessen zehnjähriges Söhnchen Hermann und verdienst den Monat bei freier Station sechzig Mark.“

Josephs Augen leuchteten hell auf. Sechzig Mark war schon ein reiches Kapital, mit dem er seine Mutter unterstützen konnte. Doch Frankfurt war viele Meilen von Höhscheid entfernt, und Joseph war nie von Hause fortgewesen.

Aber alles das wollte er gerne ertragen, wenn er nur seiner Mutter helfen und seinem Ziele näher kommen könnte.

Es war ein herrlicher Junimorgen. Da schritt Joseph durch die wogenden Kornfelder, in denen feurige Klatschrosen und bloue Kornblumen das Auge angenehm berührten. Eine muntere Lerche richtete trillernd ihren Flug gen Himmel und sang dem Schöpfer ihr Morgenlied.

Jwar war der Abschied von der Mutter und dem kranken Bruder Joseph schwer gefallen, bald aber flog sein Sinn weit hinaus zur alten Stadt Frankfurt, die er aus der Geographie und Geschichte hinreichend kannte.

Um acht Uhr kam der Schnellzug an der Station L. angebraut, um mit vielen anderen Reisenden auch Joseph Berger in ein Coupé dritter Klasse aufzunehmen.

Der Rhein war bald erreicht. Bis zum Siebengebirge, das mit dem gegenüberliegenden Södeberg eine prächtige Porta Rhenania bildet, war Joseph schon früher gekommen. Weiter hinaus aber boten sich seinem Auge immer wieder neue herrliche Landschaftsbilder.

Der Rheingau war endlich erreicht. Weiter hinaus an herrlichen Nebengebüden vorüber bis Bingen, dann den Main hinauf, und punkt zwölf Uhr lief der Schnellzug in dem Riesenbau des Frankfurter Hauptbahnhofs ein.

Das war ein Gewoge von Menschen in den weiten Bogenhallen, wie Joseph es noch nie gesehen hatte.

Neben dem Perronschaffner bemerkte Joseph bald unter den Hunderten von fremden Gesichtern den Fabrikbesitzer Bredon, den er wiederholt als Gast bei Pfarrrer Paulus erleben hatte. Herr Bredon war mit seinem Söhnchen Hermann gekommen, den neuen Lehrer abzuholen.

Nun wurde die vor dem Hauptportale vorgefabrene Kutsche bestiegen, und dort ging's durch die herrlichen Straßen Frankfurts zur Wohnung der Familie Bredon, in der Joseph mit allen Ehren empfangen wurde. Jwar meinte man an ihm noch einige Verlangenheit im Verkehr mit derer seinen Familie; doch schwand dieselbe bald, und die im Pfarrhause zu Höhscheid erlernten besseren Umgangsformen kamen ihm hier gut zu statten.

Den ersten Nachmittag in Frankfurt kam Joseph kaum zu sich selber.

Herr Bredon machte mit ihm und seinem zukünftigen Schüler eine Tour durch die Stadt. Joseph, der solche Herrlichkeiten wie die schönen Gemälde im Dome, den Römer, den Palmengarten und das Opernhaus zum erstenmale sah, war ganz Auge und Ohr, zeigte aber in seinen Gesprächen auch schon manche Kenntnisse in der Geschichte und der Naturkunde.

Der Rückweg führte auch am Kirchgraben, am Geburtshause Goethes vorbei, das an einem der folgenden Nachmittage eingehend besichtigt wurde.

Das Abendessen war vorüber und Joseph begab sich auf sein Schlafzimmer im vierten Stock.

Unter ihm lag die Stadt wie ein Flammenmeer von Lichtern, und nicht genug konnte er die herrliche Beleuchtung bewundern.

Dann packte er seinen Koffer aus, ordnete seine Kleider und Wäsche im Kleiderschrank, legte seine Bücher auf den Tisch und stellte an einen Ehrenplatz das Bild des heiligen Joseph.

Bevor er sich niederlegte, kniete er dann vor der Statue des hl. Joseph nieder, und wie gewöhnlich, so endete auch jetzt sein Gebet mit den Worten: „Heiliger Joseph, hilf mir, daß ich Lehrer werde!“

Die kommenden Monate boten für Joseph Arbeit genug; doch er fand noch manche freie Stunde, die er durch eifriges Studieren nützlich ausfüllte.

Eines Tages lernte er einen Lehrer Salzmann in Frankfurt kennen, der Joseph bald lieb gewann und ihm bereitwilligst unentgeltlich Unterricht erteilte. Auch die musterhafte Schulkasse des Lehrers Salzmann durfte Joseph fast täglich besuchen, um sich in das Schulleben einzugewöhnen.

Eines Abends kam Joseph wieder zu Lehrer Salzmann. Nachdem der Unterricht beendet, sprach dieser: „Du heißt ja Berger, nicht wahr! Wo wohnst du denn?“

„In Höhscheid im Bergischen Lande, fünf Stunden von Köln,“ gab Joseph zur Antwort.

„Woher war denn dein Vater?“

„Mein seliger Vater war aus Höhscheid; mein Urgroßvater aber war von der Ahr; er ist im Jahre 176\* mit einem Graten Edelkamp bei dem er Hufschmied war, nach Höhscheid gezogen!“

„Wie hieß denn dein Urgroßvater?“

„Der hieß auch Arnold Berger wie mein Vater,“ gab Joseph zurück.

„Jh,“ sagte Salzmann, „weißt du, warum ich so vorwichtig bin!“ Auch ich bin von der Ahr zu Hause.

Auf Schloß Sch\* hat man nun im vorigen Jahre unter den alten Akten ein Testament gefunden, in welchem einem direkten Nachkommen des Hufschmiedes Arnold Berger, der studieren will, 2000 Mark übermacht werden, da Arnold Berger im Jahre 174\* den Sohn des Graten Edelkamp vom Tode des Ertrinkens in der Ahr rettete. Das Haus bei A. . . , welches diesen Wert besitzt, ist jetzt im Besitze des Bischoflichen Stuhles in Trier, wird aber sofort abgetreten, wenn der vorgezeichnete Fall eintritt.“

Joseph fiel bei dieser Nachricht beinahe in Ohnmacht. Nun war es ihm auf einmal klar, was sein Vater einstmals der Mutter von einer Stiftung erzählte, die zu Gunsten der Berger'schen Familie gemacht sei, aber nicht mehr nachgewiesen werden könne.

Als Joseph nach Hause gekommen war, hatte er nichts eiligeres zu tun, als diese frohe Nachricht in die Heimat zu berichten.

Die Antwort ließ diesmal etwas länger als gewöhnlich auf sich warten. Da kam ein Brief von Pfarrrer Paulus. Dieser berichtete Joseph, daß er der Stiftung wegen beim bischöflichen Stuhle in Trier schon die nötigen Schritte getan habe. Der Brief aber enthielt auch die traurige Mitteilung, daß Josephs ältester Bruder wohl nicht mehr lange zu leben habe und er sich dabei auf die schlimmste Nachricht gefaßt machen müßte. Nach wenigen Wochen erhielt Joseph die Todesbotschaft seines Bruders. Er weinte seinen Schmerz in der stillen Kammer aus und betete vor der Statue des hl. Joseph für die Seelenruhe des Verstorbenen wie er vor der derselben jeden Abend eine glückliche Sterbestunde für den Bruder ersleht hatte.

Die Sache mit der Stiftung hatte ihre Wichtigkeit; die 2000 Mark wurden für Joseph flüssig gemacht, er reiste in die Heimat zurück und trat dann im Herbst in das Lehrerseminar ein.

Nachdem er die drei harten Seminarjahre hinter sich hatte, wurde er wirklich Volksschullehrer und ward als solcher geliebt von seinen Schülern und wegen seines edlen Charakters, seiner guten Grundsätze und seiner umfassenden und gründlichen Kenntnisse geachtet und geehrt

von der ganzen Gemeinde. Sein Einkommen teilte er mit seiner alten Mutter und wenn er aus der reizenden Badestadt an Rhein — wo er angestellt war — zu seiner Mutter in die Ferien kam, so galt sein erster Besuch dem alten Pfarrrer Paulus und dem alten Lehrer Roth, die Gott als seine Werkzeuge benutzte, Joseph zu seinem Berufe zu führen.

Die Statue des hl. Joseph aber, vor welcher er so oft um die Erreichung seines Zieles gebetet hatte, erhielt auch in der Lehrerwohnung einen Ehrenplatz, mancher Blumenstrauß stand davor, und oft wenn es galt Mittel und Wege zu einem schweren Ziele zu fin en, rief der brave Lehrer seinen Schülern: „Gebet zum hl. Joseph, er ist ein mächtiger Fürsprecher bei Gott!“

### „Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“

Woll Freude waren die Jünger des Herrn hinausgegangen auf das Land und hatten kein Wort overländet. Zu zweien sandte sie der göttliche Heiland aus, damit sie arbeiten und ihre Kräfte üben sollten für den hl. Dienst Gottes; sie trieben Teufel aus, saubten Kranke mit Del und heilten sie. Und als sie wieder heimkamen, war des Erzählens kein Ende; alles wollten sie ihrem hl. Meister berichten: Von ihren Erfolgen, von dem Staunen der Menne, von der Größe der Wunder, von ihren Arbeiten und ihren Tüchtigkeiten. Er hörte ihnen voll freudiger Anteilnahme zu, und dann nahm er sie zur Seite und sprach: „Kommet an einen einsamen Ort und ruhet ein wenig aus.“

Du bist wohl auch viel beschäftigt im Hause von morgens früh bis spät abends, oder du gehst in ein Geschäft, in eine Fabrik, an die Arbeit. Bist du da nicht müde geworden? „Komme an einen einsamen Ort,“ abseits von der Straße und der Menge, das tut deiner Seele gut — beim einsamen brennenden Lichtlein vor dem Tabernakel. Nach den sechs Werk- und Arbeitstagen gehe am Sonntag an den einsamen Ort gehe zur hl. Kommunion, halte Fast beim guten Hirten — du bist so müde. Wie gut es sich da rasselt! Nur das leise Klingeln am Altare, das Blättern des Buches unterbricht die Stille. Im Chorstuhle kniet gerade ein Priester, am Tage zuvor war er bis spät abends auf dem Posten; auch er hört seinen Meister rufen: „Komme an einen einsamen Ort.“ Komme auch du!

Es ist Abend. — Du hast vielleicht ein Viertelstündchen oder ein paar Minuten Zeit. Komme, halte Fast beim Einsiedler im Tabernakel. Wie tut das der Seele wohl!

„Ruht ein wenig aus.“ Ihr habt es verdient. Der Dienst Gottes strengt an, ihr braucht Ruhe. Bist das nicht auch für unsere ruhelose, unfläte Welt? Hastend eilt die Welt vorwärts, eines drängt das andere, wie die Züge auf den Schienen, jagt eines hinter dem andern her. Der Heiland ladet ein: „Ruht doch aus, haltet einmal ein! Nur ein wenig!“ Nicht lange, und dann beginnt die Arbeit wieder von vorne. Es ist die Ruhe der Biene, die still sitzend ihre Kräfte sammelt zum neuen Ausflug; es ist die Ruhe des Luftschiffes, das geborgen in der Halle neue Antriebskraft sammelt, um stolz wie ein Adler in die Lüfte steigen zu können.

„Ruht ein wenig aus,“ gönne deiner Seele recht oft diesen Ort, diese kurze Ruhe vor dem ewigen Lichte; sie bringt dir neue Lebenskraft, Arbeitskraft und Schaffenskraft. Und wenn du müde wirst, denke an das Wort deines Meisters: „Kommet an einen einsamen Ort und ruht ein wenig aus.“

### Goldkörner.

Menschen von keinem Gefühl bezaubern durch eine gewisse zärtliche Aufmerksamkeit auf kleine Bedürfnisse des andern, durch Eraten seiner leibtesten Wünsche, durch eine stete Aufopferung ihrer eigenen, durch Getätigkeiten, deren seines Beslecht sich immer jester und sanfter um unser Herz legt.

# Die heilige Familie, Das Vorbild der christlichen Familie.

## Allerlei über Erziehung. Eine und keine Stiefmutter.

Die Stiefmütter stehen in sehr üblem Ruf: man denkt sich darunter zweite Frau, welche gegen die aus erster Ehe stammenden Kinder Abneigung haben, sie hinstanzen und mißhandeln. Daß diese öffentliche Meinung sich hat bilden können, hat jedenfalls seinen Grund, beruht auf der Erfahrung daß in der Regel Mütter ihre leiblichen Nachkommen lieber haben und liebevoller behandeln, als die ongeheirateten Sprößlinge des Mannes. Natürlich mag das sein, aber gut und recht ist es nicht. Wenn Gottes Fügung einem Weibe erziehungsbürdige Kinder zuführt, deren Mutter er zu sich genommen hat, so legt er ihm damit die Pflicht auf, wahrhaft Mutterstelle an ihnen zu vertreten, sich mit zärtlicher Liebe ihrer anzunehmen, sie mit der nämlichen Sorgfalt zu pflegen und zu erziehen wie ihre eigenen. Leicht ist das gerade nicht; aber Gottes Wille ist es, und eine Frau, die Religion hat und fromm ist, hält sich entschieden an Gottes Gebot, darf aber auch vertrauen, daß die göttliche Güte, die Gnade ihr zur Seite stehe, die sie befähigt, zu vollbringen, was ihr aufgelegt ist. Daß es einer gläubigen Stiefmutter möglich sei, mit den mitgebrachten Kindern ihres Gatten nicht so, wie man „stiefväterlich“ nennt, umzugehen, sondern ihnen mit aufrichtiger, warmer und opferwilliger, mit mütterlicher Liebe zugehen zu sein, davon soll uns eine Stieftochter überzeugen, welche in ihrem Tagebuch aus ihren Kinderjahren erzählt, was ich eu- im folgenden berichten werde. Auch diejenigen, welche keine Stieftochter besitzen, können aus dem Berichte Gutes lernen: vielleicht seid ihr einem oder dem andern eurer leiblichen Kinder aus irgend einem Grunde nicht so recht gewogen, empfindet aus einer eingebildeten oder wirklichen Ursache eine gewisse Abneigung gegen daselbe; es wird euch dann nicht schwer werden, von dem Erzählten Anwendung auf dieses Mißverständnis zu machen und nach dem vorgeführten Muster euer Verhalten zu reellen.

Margarete und Richard, die unmündigen Kinder eines wohlhabenden Beamten, waren durch den Tod mütterlos geworden und wurden vom Vater einstweilen der Obhut einer älteren Magd anvertraut. „Matteil Sabine“ mochte sich vielleicht Hoffnung gemacht haben, Stiefmutter zu werden; als sie aber gewahrt wurde, daß eine in der Nachbarschaft wohnende „Lante Hedwig“ die zukünftige Gemahlin ihres Herrn werden sollte, wachte sie Mißtrauen gegen dieselbe in die Herzen der Pflegerinnen. Leider gelang ihr dies vollständig bei dem neunjährigen Mädchen; sie erzählte Märchen von bösen Stiefmüttern, machte es aus das Gebahren einer Nachbarin aufmerksam, welche in der Tat „stiefmütterlich“ handelte, ja mißbrauchte die Freude des Kindes an dem beliebten Blümchen Penée, welches der Volksmund vielleicht deswegen, weil seine Zeichnung weit geöffneten, streng dreinblickenden, sogenannten „Glozugen“ gleicht, „Stiefmütterchen“ heißt, zu mancherlei Neckereien und Stichelreden. Durch diese boshaften Einflüsterungen hatte Sabine es dahin gebracht, daß Gretchen dem Vater, welcher den ersten Besuch der künftigen Hausfrau in kluger Weise ankündigte und zur Artigkeit gegen dieselbe ermahnte, trotz der Widerrede gab: „Ich will keine Stiefmutter! Es gibt nur eine Mama und die ist im Himmel!“ Dieser Stimmung entsprach des Kindes Benehmen bei den künftigen Begegnungen, bei der Hochzeit, beim Einzug der Neuerwählten ins Haus: es blieb scheu, zurückhaltend, abstoßend trotz der freundlichsten Behandlung der zweiten Mutter. Die eifersüchtige fetterliche Haushälterin hatte das Wort des Mißtrauens tief in die Seele des Mädchens gesenkt und es währte lange, bis es der geduldigen Liebe gelang, das Unkraut gänzlich auszurotten. Gewiß

verurteilt ihr mit mir Sabinens satanisches Verhalten; seid aber auf eurer Hut, daß ihr unter ähnlichen Umständen nicht ähnlich handelt oder euch nicht Gleiches begehe. Meistens tragen fremde Personen oder nahe Verwandte die Schuld, wenn Kinder sich einer Stiefmutter nicht recht anschließen; Vorurteile von Eltern oder Geschwistern der ersten Frau, welche die rechtmäßige Nachfolgerin der letzteren gern wie einen unberechtigten Eindringling in die Familie ansehen, oder Hysterien von Beuten, die durch die neue Ehe sich irgendwie für beeinträchtigt halten, stecken gewöhnlich dahinter, wenn es namentlich zwischen jüngeren Stiefkindern und ihren von Gott ihnen zuerwählten Erziehern nicht recht stimmen will. Es ist eine große Verantwortung, unbefangene arglose Kinderherzen gegen solche einzunehmen und aufzuheben, deren Autorität sie nun einmal nach göttlicher Anordnung unterstellt sind und von deren liebevoller Fürsorge ihr zeitliches und ewiges Wohl unwiderruflich abhängt.

Der frommen Frau Hedwig fehlte es an dieser übernatürlichen Liebe nicht und sie gab sich alle erdenkliche Mühe, sie an Richard und Margarete zu betätigen. Der Knabe fand sich schnell in das neue Verhältnis und zeigte sich gefügig und schmiegsam. Margarete aber gewöhnte sich nur mit innerem und äußerem Widerstreben daran; Sabinens Einfluß auf sie war eben allzu stark. Zartfühlend hatte die Herrin des Hauses vor ihrem Einzug ein Kabinet herrichten lassen, worin das Bild ihrer Vorgängerin aufgehängt und alles aufgestellt wurde, was die Erinnerung an letztere festzuhalten geeignet war. „Margarete, das ist dein Stübchen, hatte sie am Tage ihrer Ankunft zu ihrem Stieftöchterchen mit gedämpfter Stimme gesagt, nahe, ganz nahe bei mir. O, möchte dein Herz mir auch bald so nahe sein!“ Und dann hatte sie zu dem Bilde aufgeblickt und mit Tränen in den Augen den Seufzer zu demselben emporkiesandt: „Ach, wenn du bei Gott bist, erlebe mir von ihm die Kraft, dein Kind so zu lieben und zu erziehen, wie du es tun würdest, wäreit du noch auf Erden! Diese zarte Rücksichtnahme auf ihre „Mama im Himmel“ blieb nicht ohne Eindruck auf Margaretes Herz, aber die Stiefmutter „Mama“ zu nennen, das brachte sie doch nicht fertig, sie wußte diese zärtliche Anrede stets zu umgehen.

Kurz nachher sah man Frau Hedwig in der Mitte von Richard und Margarete in der Frühe zur Kirche gehen. „Da bringe ich Ihnen meine Kinder!“ Mit Betonung der beiden letzten Worte stellte sie dem Bekehrer beide vor. „Gott segne Ihr Mutteramt! lautete die Segenrede. Wir wollen treulich zusammenwirken, sie gut zu erziehen.“ Vor dem Pfarrer aber, mit dem sie viel zu reden hatte, kniete sie vor dem Weggehen nieder, sprechend: „Hochwürden, meine Kinder waren nicht bei mir, als der Pfarrer mich zu ihrer Mutter einsegnete. Ich bitte, erteilen Sie uns den Segen.“ So begann die Stiefmutter ihr „heiliges, schweres Amt, welches nur Gehorsam, Liebe und Dankbarkeit belohnen könne“, wie der Seelsorger in einer kurzen Ansprache sich ausdrückte.

(Schluß folgt.)

## Der hl. Vater und die Kommunionkinder.

Welcher kleine Erstkommunikant wüßte es nicht, daß Papsi Pius X. alle Bischöfe und Priester aufgefordert hat, die Kinder recht früh und recht oft zum Tische des Herrn zu führen.

Französische Kinder kamen auf den schönen Gedanken, dem hl. Vater dafür zu danken und ihm eine besondere Freude zu machen. Die Eltern und Geistlichen halfen den Kindern; 700 Erstkommunikanten im Alter von 7—10 Jahren fanden sich zusammen und reisten unter dem Schutze ihrer Eltern, Priester und Klosterfrauen nach Rom.

Am 14. April 1912 wurde die große Schar in die Sixtische Kapelle geführt. Auf der einen Seite standen die Mädchen in weißen Kleidern mit einem weißen Brauschleier über dem Haar; auf der andern Seite waren die Knaben aufgestellt, jeder mit

einer weißen Schleife am Arm. Hinter den Kindern standen die Eltern und die anderen Erwachsenen, die mitgekommen waren.

Dem kleinen 11jährigen Louis Biré aus Paris klopfte das Herz ein wenig ängstlich, sollte er doch den Papsi im Namen all' der vielen Kinder begrüßen. Als er aber vor dem gütigen Priesterrechte stand, schwand alle Furcht. Mit klarer Stimme sagte er seinen Gruß:

„Heiligster Vater, wie die kleinen Kinder von Judäa sich einst um untern Herrn herumdrängten, so siehe auch jetzt uns, die kleinen Kinder Frankreichs, zu deinen Füßen. Wir kommen im Namen von 100,000 untern kleinen Brüder, die in der Heimat zurückbleiben mußten und die uns gern nach Rom beurlaubt hätten, um dir, heiligster Vater, für die Güte, die du uns Kleinen erwiesen hast, schon in jüngeren Lebensjahren die hl. Kommunion empfangen zu können, untern Dank auszusprechen. Durch diesen Akt väterlicher Güte hast du, heiligster Vater, alle untern Herzen gewonnen, und wir werden nicht mehr davon ablassen, Tag für Tag für dich zu beten. Heute aber ist es uns, heiligster Vater, eine Freude, der hl. Kirche, untern Mutter, und dem, der sie so glorreich im Namen Gottes regiert, eine Treue zu versprechen, die durch nichts wird erschüttert werden können.“

Der Gruß und das Gelöbniß aus Kindermund erfreuten den Papsi sehr. Er winkte den kleinen Louis zu sich heran und streichelte ihm die Wangen.

Nun kamen vier Kinder und überreichten ein prächtiges Album. Darin standen Namen, 135,000 Namen. Es waren die Unterchriften der Kinder, die am Namensstage des hl. Vaters die hl. Kommunion für ihn aufgefördert hatten. Das war ein kostbares Geschenk. Denn schwere Sorgen erfüllten gar oft das Herz Pius X., und da bedarf er der frommen Fürbitte besonders. Die Kinder durften jetzt je zwei und zwei auf die Thronstufe steigen und den Ring des Papstes küssen. Alle erhielten eine silberne Medaille mit dem Bildnis des hl. Vaters. Die Medaille war auf weiße Seide gebastet und wurde von einer gelben Schleife gehalten. Der hl. Vater stieg vom Throne herunter und begab sich mitten unter die Kinder. Er unterhielt sich liebevoll mit ihnen und segnete sie.

Als die Kinder in einem großen Kreise um den päpstlichen Thron standen, hielt der hl. Vater eine tief ergreifende Anrede an die Schar. Er sprach von dem großen Glück, das die Vereiniung mit dem lieben Heiland uns bringt, von der Notwendigkeit, die Seele recht oft mit dem himmlischen Brote zu stärken und wünschte, alle eifrigen Kommunikanten zeichneten sich aus durch echte Frömmigkeit, durch Fleiß in der Schule und durch gutes Betragen daheim und auf der Straße.

Ich kann mir denken, daß alle kleinen Erstkommunikanten gern mit nach Rom gepilgert wären. Wir wollen es uns aber nicht verdröhnen lassen, daß wir daheim bleiben mußten. Das Gelöbniß der Treue machen wir dann vor dem Tabernakel. Den Dank sollen wir dem hl. Vater durch untern frommen Fürbitte bei Gott und vor allem dadurch, daß wir seinen Wunsch, eifriger und besser zu werden, zu erfüllen streben.

## Splitter.

### Trunksucht.

Aus Pumpen Branntwein zu bereiten,  
Ward erst erdacht in untern Ketten;  
Daraegen ward es längst erdacht,  
Wie man aus Branntwein Pumpen macht.  
P. Gail Morel, „Spruchverse“.

### Geiz.

„Da aller Geiz Götzendienst ist, so verfällt jeder dem Unglauben und Verderben, der sich nicht sorgfältig vor diesem Vasser in acht nimmt, wenn er auch den Glauben zu haben scheint, den er gering schätzt.“  
St. Gregor der Große. An den Frankentönig Theodorich.



**Bonifatiusbote**

Katholisches Sonntagsblatt  
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik  
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 13.                      Sonntag den 29. März 1914.                      31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonnenzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist Sulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochensalender. — Passionssonntag. — Weiß und rot. — Die Wolke vor der Sonne. — Aus dem Kalender der Woche. — Aus schwerer Zeit. — Umkehr — allerlei über Erziehung. — Für die lieben Erlösungskommunikanten.

**Wochensalender.**

- Sonntag, 29. März, Passionssonntag.
- Montag, 30. März, Curtinus, Martyrer. †
- Dienstag, 31. März, Salbina, Jungfrau u. Mart. †
- Mittwoch, 1. April, Hugo, Sel.; Venantius, Mart. †
- Donnerstag, 2. April, Franz v. Paula. †
- Freitag, 3. April, Fest der 7 Schmerzen Marias; Richard, Bekenner. ††
- Samstag 4. April, Theodor, Bischof u. Bekenner. †

**Passionssonntag.**

**Jesus widerlegt die Lästerungen der Juden.**

Evangel. Joh. 8, 46—59.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Juden: „Wer aus euch kann mich einer Sünde beschuldigen? Wenn ich euch aber die Wahrheit sage, warum glaubet ihr mir nicht? Wer aus Gott ist, hört Gottes Wort; darum höret ihr nicht darauf, weil ihr nicht aus Gott seid.“ Da antworteten die Juden und sprachen zu ihm: „Sagen wir nicht recht, daß du ein Samaritan bist und einen Teufel hast?“ Jesus antwortete: „Ich habe keinen Teufel, sondern ich ehre meinen Vater, ihr aber entehret mich. Doch ich suche nicht meine Ehre; es ist einer, der suchet und richtet. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wenn jemand meine Worte halt, so wird er den Tod nicht sehen in Ewigkeit.“ Da sprachen die Juden: „Nun erkennen wir, daß du einen Teufel hast. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du sagst: Wenn jemand meine Worte hält, so wird er den Tod nicht leiden in Ewigkeit. Bist du denn größer als unser Vater Abraham, der gestorben ist? Und die Propheten sind gestorben! Was machst du aus dir selbst?“ Jesus antwortete: „Wenn ich mich selbst ehre, so ist meine Ehre nichts; mein Vater ist es, der mich ehret, von welchem ihr saget, daß er euer Gott sei. Doch ihr kennet ihn nicht; ich aber kenne ihn, und wenn ich sagen würde: Ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, gleichwie ihr. Ich kenne ihn und halte seine Worte. Abraham, euer Vater, hat trohlocht, daß er meinen Tag sehen werde, und er sah ihn und freute sich.“ Da sprachen die Juden zu ihm: „Du bist noch nicht fünfzig Jahre alt und hast Abraham gesehen?“ Jesus sprach zu ihnen: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, ehe denn Abraham ward, bin ich.“ Da hoben sie Steine auf, um auf ihn zu werfen; Jesus aber verbarg sich und ging zum Tempel hinaus.

**Weiß und rot.**

Auf den Heiland wendet die Kirche die Worte an, mit denen die Braut im Hohen Liede ihren Bräutigam besingt: „Mein Geliebter ist weiß und rot.“ (Hohel. 5, 10). Und sage, christliche Seele, steht nicht dem Heiland am heutigen Sonntag in blendendem Weiß vor dir gleich einem blütenbedeckten Kirschbaum?

Mit der Zuversicht seines guten Gewissens stellt er an seine Freunde die Frage: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?“ Bis heute sind die Juden die Antwort schuldig geblieben auf diese Frage. Wohl hatten sie die Stirne, mancherlei Anschuldigungen wider ihn vorzubringen. Doch selbst der charakterlose Pilatus mußte diese Zeugnisse als nicht übereinstimmend und falsch zurückweisen. Mit absichtlicher Feielerlichkeit wärmt er vor allem Volke seine Hände und spricht: „Ich bin unschuldig am Blut dieses Gerechten.“ (Matth. 27, 24). Judas aber, der Verräter, der drei Jahre an seines Meisters Seite zugebracht, der in alle seine Geheimnisse eingeweiht war, der seinen Wandel auf Schritt und Tritt beobachten konnte, mußte noch vor seinem traurigen Ende auf Antriebe der gerechten Vorsehung die Unschuld des Gekreuzigten bezeugen. Er nahm die dreißig Silberlinge, den schändlichen Verräterlohn, warf sie in den Tempel und sprach: „Ich habe gelündigt, daß ich unschuldiges Blut verraten habe.“

Du siehst, daß ich den Feinden Jesu das Wort gegeben habe. Und selbst diese sehen sich genötigt, dieser Unschuld ihre Verehrung zu zollen. Was aber urteilen über ihn seine Freunde? Eine glühende Schilderung von seinem Meister entwirft Petrus in seiner Rede vor dem Hauptmann Cornelius und dessen Freunden: „Ihn hat Gott gesalbt mit dem hl. Geist und mit Wunderkraft, er ist umhergegangen und hat Wohltaaten gespendet und die Beleidigten geheilt.“ (Apg. 10, 38.) Paulus aber spendet dem Hohenpriester Jesus das erhabene Lob: „Einen solchen Hohenpriester mußten wir haben: heilig, schuldlos, unbestechlich, abgefordert von den Sündern und höher als die Himmel“ (Hebr. 7, 26). Und jene beiden Jünger, die nach Emmaus gingen, nannten den Heiland einen „Mann, mächtig in Wort und Tat.“

Doch wozu Zeugnisse aus Menschenmund anführen, wo Gottes Worte uns zur Verfügung stehen, die nach dem Psalmisten lautere Worte sind, im Feuer geprüft und siebenfach gereinigt? Du erinnerst dich an jene gewaltige, hochherrliche Stimme, die bei der Taufe Jesu und bei seiner Verkündung auf dem Tabor vom Himmel erkollt: „Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe.“ Guldigen wir diesem reinen, schneeweißen Gotteslamm, indem wir einstimmen in den Sang der 24 Ältesten in der geheimen Offenbarung: „Wirdig bist du, Herr, das Gerichtsbuch zu nehmen und seine Siegel zu lösen. Denn du bist getötet worden und hast uns, o Gott,

erlöst aus allen Völkern und Stämmen und Sprachen und Nationen.“

„Mein Geliebter ist weiß und rot“. Du hast seine blendende Weiße gesehen; betrachte auch sein leuchtendes Rot. Zu des Delbergs Höhen erhebe dein Auge. Im silbernen Mondchein erblickst du das marmorbliche Antlitz deines Erlösers und auf seiner schneeigen Stirne perlen Tropfen von Blut. Dort steht er an der Gethsemane und auf seinem Rücken schmieden die Sünder und sahen mit ihren Stacheln und Spigen wie mit einer Flugchar darüber und schlugen darauf mit Söcken, wie man Korn drückt mit Flegeln. Und jede Pore wird zu einer Quelle, woraus das rotenarbene Blut deines Heilandes ausfließt. Und wie der Himmel vom Abendrot sich löset, so löset sich sein Leib am hl. Kreuz. Sieh, wie die Scherben die Nägel ergreifen und den Hammer ertönen und Jesu allmächtige Hände auf das Holz setzen und sie unbarmherzig durchbohren und die spitzen Nägel hindurchtreiben durch die Haut, das Fleisch, die Knochen und die Blutgefäße bis tief hinein in das Kreuzholz; und sein heiliger Leib wird gleichsam überschwemmt von seinem ewigen Blute. Ja, weiß bist du, mein Heiland, im Glanze deiner Unschuld und göttlichen Keinheit, und rot bist du im Gewande deines Blutes wie Josephs Rock vom Blute des Widder. O Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt, erbarme dich unter!

Doch ich sehe eine bange Frage auf deinen Lippen. Und wenn, sagst du, dieses Lamm so weiß und unschuldig war, warum mußte es leiden und sterben? Der Prophet Isaias möge dir darauf die Antwort geben: „Um unserer Sünden willen ist er verwundet und um unserer Missetaten willen zerhauen worden, umeres Friedens wegen liegt die Rächung auf ihm, und durch seine Wunden werden wir geheilt.“ (53, 5.)

Und in seinem ersten Bistum betruert der hl. Petrus: „Christus hat keine Sünde getan und kein Trug ward erunden in seinem Munde; unsere Sünden trug er auf seinem Leibe, damit wir der Sünde absterben und der Gerechtigkeit leben.“ (2, 21.)

Weiß und rot sind die Lieblichst- und meines Heilandes; auch mir und dir werden sie gut antehen. Bewahren wir das weiße Kleid der Unschuld, das wir in der hl. Taufe bekamen, und das der Priester uns mitgab mit der Mahnung: „Nimm hin das weiße Kleid und bringe es unbestechlich vor den Richterstuhl Gottes. Haben wir es aber bestecht, waschen wir es wieder mit dem

Blute des Erlösers durch Reue und Sündenbekenntnis. Stärken wir uns öfters mit der hl. Kommunion, aus der die Lilie der Jungfräulichkeit sproßt und die Rose des Martyriums. Und wenn die Stunde des Leidens schlägt, erkennen wir es als Büchtlung für die Sünde. Gesehen wir demütig mit dem reuigen Schächer: „Wir leiden, was wir verdient haben.“ Hast du aber getreulich deinem Gott gedient und werden dir dennoch Heimsuchungen zuteil, so wisse, daß es nach Ansicht vieler Heiligen kein so sicheres Zeichen der Auserwählung gibt, als unschuldig leiden. So darfst du dir Hoffnung machen mit der Verheißung der hl. Schrift: „Seltsam sind, die aus großer Trübsal kamen und ihre Kleider weiß gemacht haben im Blute des Lammes.“ (Off. 7, 14.) Der Butapfarrer.

### Die Wolke vor der Sonne.

Von Kaplan J. B.

Die lachende Sonne über dem Tale ist das Bild des heiligen, freundlichen Lebensglückes. Ueber die weiten Lande wirt die Königin am Himmelsorte ihre goldenen Lichtfluten; Gott läßt seine Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte. Das Lebensglück, wenigstens das, was wir so nennen, macht oft auch keinen Unterschied zwischen Guten und Bösen. Da wo viele im Erdentale in der Sonne, die ihrer nicht wert sind; und viele, die gottesfürchtig ihre Tage dahinbringen, müssen im Schatten wandeln.

Schon aus dieser Laiache müssen wir schließen, daß das bishen Erdenglück kein Entgelt sein soll für treuen Gottesdienst. Wenn also eine Wolke vor deine Glücksonne sich schiebt, so klage nicht; du bist doch Gottes lieber Freund.

Allein du hast noch nicht gelernt, übernatürlich zu denken; darum hast du viele Tränen vergossen und untröstlich dich gebärdet, als die Wolke deine Sonne verhüllte. Du hast dann lange noch dagestanden und wolltest keinen Trost annehmen; da kam die Gnade und appellierte an dein Herz. Und weil du ihr geöffnet hast, hat sie dir den Trost gebracht.

Nun siehst du, daß das der Welt und Natur Lauf ist, daß die Wolken sich vor die Sonne schieben. Es gibt so wenige sonnenhelle Tage, Tage, an denen kein Wölkchen die Sonne trübt. So gibt es und muß es geben nur wenige, wahrhaft glückliche Tage, die kein Wölkchen von Unmut und Schmerz trübt. Wenn du einmal Umtrage halten wolltest bei deinen Mitmenschen, ob sie reines Glück genießen, da würdest du ein Lamento hören, eines größer als das andre. Da wirst du sehen, daß es ihnen nicht besser geht als dir. Der Dichter Schiller hat einmal gesagt: „Des Lebens unermischte Freude ward keinem Ardlichen zuteil.“ Da hat er sehr recht gehabt. Und an einer andern Stelle hat er ein Urteil über das Leben gefällt und seine Freuden, und da hat er gesagt: „Heißt ist des Lebens innerster Kern.“ Das stimmt wieder. Und Schillers Hochgenosse, der große Goethe, der als Dichter gefeiert war wie selten ein Mensch, der alles sein nannte, was wir so gewöhnlich als Glück bezeichnen: Ruhm, Ehre, Stellung, La und Gut und vor allem eine gute Gesundheit, Freude der Welt, der 82 Jahre lebte, dieser Mann hat einmal gesagt, als man ihn danach fragte, ob er denn glücklich gewesen, noch keine drei Wochen zusammen sei er in seinem ganzen Leben wirklich glücklich gewesen.

Was sollen wir uns also wundern, wenn so oft die Wolke von Trübsal über uns lagert und uns die Sonne des Glückes verhüllt? Ja, gerade so selbstverständlich wie du die Wolken am Himmel himmilst, mußt du die Wolken der Trübsal hinnehmen.

Nun gehe aber noch einen Schritt weiter, schau in das Getriebe der Natur hinein und suche nach dem Zweck. Was meinst du wohl, was aus der Welt würde, wenn ewig die Sonne strahlte? Alles würde vertrocknen, verdorren, sterben und verderben. So ist immerwährende Lust und ewige Freuden-sonne des Menschen schlimmster Kain. Die Seele

wird austrocknen wie eine Scherbe, verdorren und sterben. Alles kann der Mensch eher ertragen, ohne Schaden zu nehmen, als die ausgelassene Lust und Freude. Goethe hat auch da ein wahres Wort gesprochen: „Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe guter Tage.“ Die Vergnügungssucht ist deshalb die große Gefahr für die Welt des Geistes und für die Welt überhaupt. An ihr sind die alten Völker zugrunde gegangen, und sie wird auch unsere Welt vernichten, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, der Lust zu steuern. Die Gefahr isturchbar groß.

Was die Welt erhält und zum Leben befruchtet, das ist die Wolke nach der heißen Sonnenglut: „Aus der Wolke strömt der Regen, quillt der Segen.“ (Schillers Glocke.)

So ist auch die Leidenswolke, die schwer am Himmel hängt, für die Seele, über die sie sich entladet, Heil und Rettung. Das Wasser der Trübsal beiruchtet die lebende Seele als himmlischer Gnadentau. Die Seele, die in der Lust sich verflüchtigt und ihrer selbst und ihres lieben Gottes vergessen hatte, wird wieder zurückgerufen in ihr stilles Heim; sie wird sich wieder bewußt in ihrer Not und ihrem Elend, daß sie doch so recht arm und schwach ist, und daß sie der Hilfe des lieben Gottes bedarf. „Die Krankheit bringt den Geist,“ um mit dem hl. Gregor zu reden, „wieder zurück zur Selbsterkenntnis und ruft uns ins Gedächtnis zurück unsere Schwäche, deren wir in geunden Tagen so häufig vergessen.“ Und wenn die Seele erst wieder weiß, daß sie arm und elend ist, da rängt sie an, lindlich um Hilfe zu rufen. Und je mehr der Schmerz in den Gliedern wühlt, desto abcheulicher wird ihr jeder Gedanke an Lust und Sünde. So wird die Seele im Schmerz wie ein Acker vom niederströmenden Regen beiruchtet. Es hebt ein Sprießen und Wachsen an und dann wird's ein Blüten und Früchtetragen.

Ach Gott, wie ist die Wolke vor der Sonne so gut. Ja, einst wird man die Sonne für so viele Ausschreitungen verantwortlich machen. Zu der Wolke aber, die voll Schmerz über unserem Haupte hing, wird man voll Ehrfurcht und Liebe empoblicken und sie segnen, daß sie uns die Sonne nahm und das Unwetter des Schmerzes über uns ausgoß.

### Aus dem Kalender der Woche.

Der Passions- oder Leidenssonntag.

Zimmer näher kommt der Gedächtnistag der großen Liebestat auf Golgatha, der Charfreitag, und immer eindringlicher stellt die Kirche ihren Gläubigen das Leiden des Herrn vor Augen. Im Evangelium des heutigen Sonntags berichtet sie von den ersten gewalttätigen Feindseligkeiten des Heiligen Jesu mit den Worten: „Sie hoben Steine auf, um auf ihn zu werfen. Jesus aber verbarg sich, und ging aus dem Tempel hinaus.“ (Joh. 8, 59.)

Diesen wenigen Worten der Heiligen Schrift verdankt der älteste Fastensonntag seinen Namen und sein äußeres Gepräge im Gotteshaus. Er heißt nämlich Passions- oder Leidenssonntag.

Der im Evangelium erwähnte tätliche Angriff der verblendeten Volksmenge war die Folge der nie ruhenden Verhörung von eiten der Hohenpriester und Pharisäer; und ein großer Getallen wäre diesen geschehen, wenn es zur Steinigung und dadurch zum Tode des Herrn gekommen wäre. Doch war es noch nicht der Wille des Heilandes, jetzt zu sterben, daher entliete er dem drohenden Volke und entfernte sich aus dem Tempel.

Die Nachwelt sollte es, so kann man getrost behaupten, erfahren, wer der eigentliche verantwortliche Urheber seiner Hinrichtung gewesen. Deshalb wartete der Erlöser mit der freiwilligen Uebergabe in die Hände seiner Feinde, bis der hohe Rat in amtlicher Eigenschaft seinen Tod beschlossen hatte. Und das trat bald ein.

Jesus hatte eben in Bethanien den Lazarus vom Tode auferweckt. Einige von den Zeugen dieses Wunders begaben sich zu den Pharisäern,

um ihnen Mitteilung davon zu machen. Jetzt stieg die wütende Eifersucht der Hohenpriester, die gewiß auch noch am selben Tage davon erfuhren, und der Pharisäer derart, daß schon für den nächsten Morgen eine Versammlung des hohen Rats einberufen wurde, die alsbald den Beschluß faßte, sich der Person Christi zu bemächtigen und ihn dann zu töten. Von diesem Augenblicke an verbarg sich Jesus neuerdings; seine Feinde sollten erfahren, daß es von ihm abhängt, ob sie sich seiner bemächtigen könnten, und erst dann überließerte er sich freiwillig ihrer Gewalt, als er selbst den Zeitpunkt, sich kreuzigen zu lassen, für gekommen fand.

Zur Erinnerung an dieses Schicksal werden am Tage vor dem Leidenssonntag die Kreuze im Gotteshause mit blauen oder violetten Tüchern verhüllt. Diese Verhüllung bleibt durch die ganze Passionszeit — so wird der noch übrigte Teil der Fastenzeit genannt — bis zum Karfreitage, wo der Priester vor dem Volke das Kreuz wieder enthüllt.

In manchen Gegenden werden die Kreuze schon zu Beginn der Fasten mit Tüchern verdeckt. Weil diese Tücher an das gebotene Fasten erinnern, heißen sie „Hungertücher“.

Nach den Anfangsworten der heiligen Messe heißt der Sonntag auch „Judica“; auch wird er hie und da „schwarzer Sonntag“ genannt, weil in manchen Ländern z. B. in Paris, die Heiligen beim Messopfer schwarze Gewänder mit blutroten Kreuzen tragen; bei uns jedoch ist die trüchtige Farbe bis zum Gründonnerstag die blaue oder violette.

Das Sinnbild des Leidens, das Kreuz, ist wohl verhüllt und dadurch unsichtbar, die Leiden aber, die den Weltbürgern beschiden sind, dauern auch in dieser Zeit fort. Und länger als die trüchtige Passionszeit hält für viele die Leidenszeit an, ja für manchen das ganze Leben. Und da vermag nur eines wahren Trost zu bieten: der Gedanke, daß auch a f die irdische, in göttgeälliger Ergebung getragene Passionszeit ein himmlisches Ostern folgt, daß jegliches Kreuz für immer und ewig nicht bloß verhüllt, sondern ganz und gar bereitigt. Nicht jedes Leid verschafft den Anspruch auf ewige Freude, sondern nur jenes, das wir als verdientes, rot dem Schöpfer uns auferleg es Opfer in Geduld tragen. Dem Kalenderschreiber fallen da die Verse von J. Sturm ein, die denselben Gedanken aussprechen:

„Ueber Nacht, über Nacht  
Kommst Freud', kommst Leid,  
Und eh' du's gedacht,  
Verlassen dich bewo',  
Sie geh'n dem Herrn zu sagen,  
Wie du sie getragen.“

Der Kalenderschreiber.

### Aus schwerer Zeit.

(Stimme aus dem Kulturkampf.)

Im „Herrenstübchen“ der Posthalterei saß eine Gesellschaft beisammen; der Schultheiß, der Verwaltungsaktuar vom Nachbardorf und einige weitere Honoratioren; außerdem der alte Schuhmachermeister Probst, der sein Geschäft übergeben hatte und privatisierte, der Hahnertoni, der auch nur mehr halb bei der Arbeit war, der junge Wildentenwirt, der lieber in der „Post“ saß als daheim, und ein Herr mit martialischem Schmurrbart, der sich „Herr Major“ nennen ließ und erst seit einem Jahr hier wohnte. Man sagte, er sei Offizier irgendwo gewesen und habe nicht eben rühmlich seinen Abschied nehmen müssen; er war irgendwo aus Mitteldeutschland her und hatte mehrere Agenturen; endlich saß noch dabei ein kleiner Fabrikant.

Diese letzteren sechs oder sieben Männer bildeten die „Opposition“ in dem katholischen Städtchen, während der Schultheiß, der Lehrer und der Verwaltungsaktuar sich noch ziemlich an die alten, guten Grundsätze hielten. Das war auch der Grund, warum die „nationalen“ Herren, wie sie sich nannten, heute zurückhielten. Wenn sie ganz unter sich waren, saß regelmäßig beim „Frühstücken“, dann wurde nicht höher geschworen, als auf den Fürsten Bismarck und auf seinen Kulturkampfsmarschall Falk, und nichts wurde tiefer verwünscht und verhandelt als das „Pfaffenium“ und die „urteilslose Meute der Pfaf-

fenknechte". Mit letzterem Ausdruck meinten sie das Volk, von dem sie ja alle ihren Verlehrs und ihr Auskommen hatten. Natürlich ging keiner dieser Herren je in die Kirche, und doch kritisierten sie alle Predigten; sie schimpften täglich über die „ultramontane Presse" und keiner hatte in fünf Jahren ein katholisches Blatt in die Hand genommen. Beim Posthalter hatten sie es durch Drohungen durchgesetzt, daß er kein solches hielt; sie selbst schöpften ihre Weisheit aus den rein „nationalen und liberalen" Quellen, die in der Hauptstadt ihren Ursprung hatten.

Das Gasthaus „zur Post" war wegen dieser ständigen Gesellschaft von ruhigen Leuten, die noch etwas auf ihren Glauben hielten und nicht Gefahr laufen wollten, verspottet zu werden, ziemlich gemieden.

Dem Posthalter war dies nicht ganz recht, denn er wollte „über den Parteien stehen", wie er sagte; er wollte mit allen Leuten Frieden haben, allein er wagte nicht, sich den Stammtisch der „Reichstreuen", wie sich die Glaubensspötter nannten, zu entfernen, schon deshalb, weil er ihrer drohenden Zungen- und Schimpffertigkeit nicht entfern wachsen war.

Eben hatten die Herren triumphierend die neuesten Reichstagsreden besprochen und dem badischen Minister Freydorff ihr besonderes Lob zugesagt, weil er dabei gesagt hat: „In Baden freue man sich, daß Preußen so schneidig vorangehe im notgedrungenen Kampf gegen die katholische Hierarchie; in Baden selbst lebe man wie im Paradies so glücklich, seitdem es die Machtansprüche Roms zurückgewiesen habe."

„Soll leben, der Freydorff!" rief einer begeistert. „Und der Bismarck daneben, der hat doch alles in der Hand; die Franzosen hat er besiegt und die Pfaffen wird er auch besiegen!" trafeleste ein anderer.

„Auf sie, auf sie!" schrie der Schusterbrofi, dem das Bier schon etwas in den Kopf stieg, „herrschsüchtig sind sie, überall vornedran sein, daß man vor ihnen hintreten müßte, wollen sie, und alles regieren —“

„Und alles besser wissen, als unsereins", ergänzte der Hafner Toni, „und unsereins liebt auch was und kennt sich aus."

Der Verwaltungsaktuar räusperte sich bedenklich bei dieser Versicherung und nahm einen Schluck; dann sagt er: „Es tut sich scheint's ein Wetter zusammen auf den Abend; ich muß machen, daß ich weiterkomme."

„Wird nicht mehr reichen", sagte der Posthalter, der am Fenster stand und hinauschaute; „es fallen schon die ersten Tropfen — so groß wie Haselnüsse."

„Und gut leben wollen sie", behauptete der Schusterbrofi unentwegt weiter, „in ihre Bjarthäuser hineinsitzen, haben das schönste Leben, essen und trinken nach Herzenslust, und nichts zu tun haben sie."

„Und uns predigen sie Fasten und Nüchternheit", gludste der Hafner Toni, „und sie selbst haben's wie der Vogel im Haffamen. Und von dem praktischen Lebensbetrieb wissen sie nichts und vom Dampf ums Raifein, wollte sagen vom Ras ums Dampf —"

Er schlug wütend auf den Tisch. „Kampf ums Raifein hast sagen wollen, Toni", ergänzte lächelnd der Schultheiß.

„Ja, unsereins muß sich schinden und plagen vom frühen Ab-, vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Sorgen und Arbeit und Opfer und so, und davon weiß der Pfaff nichts. Für ihn ist's gesorgt, und höher hinaus denkt er nicht."

„Jetzt ist's aber nächstens Nacht", bemerkte der Verwaltungsaktuar. „es kommt ein schweres Wetter."

„Paffendunkelsheim", lachte der Fabrikant. Im gleichen Augenblick war es taghell in der Stube — und fast gleichzeitig mit dem Blitzstrahl krachte ein furchtbarer Donnerschlag nieder. Und schon prasselten die Schlossen und der Regen an die Fenster. Zugleich knallte draußen mehrfach eine Peitsche und Pferde stampften.

„Der hat Zeit gehabt", bemerkte der Schultheiß, während draußen schon ein Knecht die zwei Pferde vom Wagen abspannte, um sie in dem schützenden Stall zu bergen.

„Der Herr Pfarrer von Berghaldenbach und noch ein anderer", bemerkte die Posthalterin, die ans Fenster getreten war, und für sich fügte sie leise an: „Gottlob, dann haben doch die bösen Reden ein End'. Muß ja nächstens Angst haben, der Blitz schlägt Einem ins Haus."

Einige Minuten später öffnete sich die Türe, und es traten zwei Geistliche herein, ein älterer und ein hochgewachsener blutjunger Herr mit blondem Haar und roten Waden.

„Paffendunkelsheim", wiederholte halblaut der Fabrikant, während die beiden Herren vortraten an den einzigen langen Tisch des Herrenstübchens, und

der ältere sagte: „Wir stören hoffentlich die Gesellschaft nicht? Allein bei diesem Wetter konnten wir unmöglich weiter fahren, die Wäme wären nächstens schon geworden."

„Sie kommen gewiß von der Bahnstation herüber", sagte die Wittin, indes die Herren, einander bedeutungsvoll anschauend und unwirsch brummend, etwas zusammenrückten und den beiden Eingetretenen Platz machten.

„Ja, Frau Posthalterin, ich habe meinen neuen Bikar abgeholt; der ist weit her: Herr Benart aus der Diözese Köln."

„Bitte um Entschuldigung, Herr Prinzipal, Erzdiozese!" forrigierte lachend der Vorgesetzte, ein hochgewachsener, blühender junger Herr.

„Sehen Sie, er weiß es schon besser als sein Prinzipal, der richtige Preuße," erwiderte heiter der alte Pfarrer.

„O nein, bitte, bitte — weit von Berlin daheim; ich bin Rheinländer, das ist zweierlei, — sehr zweierlei."

„Haha!" lachte der Lehrer, „Ihnen geht's scheint's wie den Sigmaringer und Pechingern, die nennen sich Wühpreußen."

„Die sollten aber eigentlich doch froh sein und stolz darauf, daß sie die Stammburg unseres ruhmvollen Kaiserhauses in ihrer Mitte haben," meinte der „Major".

„Das ist's wohl nicht", sagte der Lehrer ausweichend; er wollte nicht mit den Herren in Streit kommen.

Und der Pfarrer von Berghaldenbach sagte nun laut zu seinem Gaste: „So, mein neuer Herr Bikar, jetzt lassen Sie sich den Wein schmecken, wie er bei uns wächst. Rheinwein ist's nicht; aber zum Trinken ist er auch. Und Sie haben schon lange nichts mehr gehabt, werden Hunger und Durst haben; Frau Posthalterin, was gibt's zu essen?"

„Sie kommen heute schon bis von Köln her?" fragte der Schultheiß unterdessen den Bikar.

„Doch nicht," war die Antwort, „ich blieb in Mainz bei Verwandten und fuhr heute früh dort weg."

„Da werden Sie sich bei uns erst eingewöhnen müssen," bemerkte der Verwaltungsaktuar, „Sie werden manches anders finden als daheim."

„Ich war nur 14 Tage auf Urlaub zu Hause," lautete die Antwort, „und bin schon seit einiger Zeit in dieser Diözese angestellt!"

„Und Sie sind schon lange von daheim weg, Herr Bikar?" fragte der Verwaltungsaktuar.

Ein Schatten ging über das Gesicht des Gefragten; er nickte ernst und sprach: „Seit letzten Winter. Noch einige Monate war ich nach meiner Ordination in Köln verwendet, aber dann mußte der Erzbischof uns alle entlassen, hätten wir weiter pastoriert, so wäre eine endlose Reihe von Geldstrafen, Verhaftungen, Gefängnis und alles mögliche gekommen, der Kirche wäre damit doch nicht gedient gewesen, und so hat er uns ins Ausland — wollte sagen in andere Diözesen geschickt. Wir mußten so rasch als möglich fort, mitten im Winter."

Und wieder ging's wie ein tiefer, wehmütiger Schatten über das Gesicht des jungen Priesters.

„Das mag hart gewesen sein — so bald nach der Primiz — für Sie, und noch mehr für Ihre Eltern — leben Ihre Eltern noch, Herr Bikar?" fragte der Pfarrer.

„Gott sei Dank, beide; aber die Mutter ist schwach und krank. Ja, es war ein bitterer Abschied" — war die Antwort. „Doch," fuhr er heiterer fort, „Ihr Hochwürdigster Bischof hat uns geistliche „arme Reisende" aufgenommen wie ein Vater, hat uns getrüftet und uns versprochen, wir werden in seiner Diözese Verwendung finden, so lange unsere Verbannung aus der Heimat währt. Und so hat sich die Sache gemacht: ich hatte ja schon etwas Angst auf die ganz unbekanntem Leute und die schwäbische Sprache, allein es ist viel besser gegangen, als ich dachte, und auch an die schwäbischen Späße und Knöpfle hab' ich mich sehr gut gewöhnt," sprach er fröhlich.

„Seht einmal, er schwärzt ja schon halb schwäbisch," lachte der Pfarrer.

„Ich hoff's noch ganz zu lernen, Herr Pfarrer," war die prompte Antwort.

„Bravo, bravo, Herr Bikar, darauf müssen wir anstoßen!" rief der Schultheiß und die andern stimmten zu.

„Also Sie sind richtig ein Gemahrgaester durch die preußische Regierung," fragte der Fabrikant mit unverkennbarer Befriedigung.

„Ein Opfer des Kulturkampfes," fügte der Verwaltungsaktuar an.

„Ein Opfer des Kulturkampfes," fügte der Verwaltungsaktuar an.

(Fortsetzung in der Beilage.)

## Urtheil.

Es ist keine Frage, daß die Unsitlichkeit immer mehr um sich greift. Als kürzlich auch im Bayerischen Landtag darüber gesprochen und besonders auch auf die Großstädte und ihre Gefahren und öffentlichen Vergegnisse hingewiesen wurde, da hat einer gemeint, auf dem platten Lande stehe es mit der Sittlichkeit auch nicht besser als in der Großstadt.

Recht hat der Redner nicht gehabt, denn in unseren Großstädten ist das Laster eine furchtbare Macht geworden. Sodoma oder Gomortha wäre für manche Stadt der richtige Name. Das war fast immer so. Wo viele Menschen vorübergehen, da gibt es viel Schmutz und Staub. Der Trubel großer Menschenmassen ist so recht der Nährboden für die Sittenlosigkeit.

Dabei will ich die Landleute durchaus nicht heilig sprechen. Jener roie Prophet in München hat für seine Straßpredigt einen Schein von Wahrheit gehabt. Auch auf dem Lande gibt es Sünder gerade genug. Nur bleibt dort die Sache nicht so verborgen. Die Menschen kennen sich besser. Jeder weiß, woran der andere krank. In der Stadt dagegen findet die Sünde mehr ihre Verstecke und Schlupfwinkel. Man darf für beide nicht den gleichen Maßstab anlegen.

Eine ernste Mahnung bleibt jenes Wort, aber immerhin auch für die Landbewohner besonders jetzt zur Zeit der Osterbeichte. Das soll ja die Zeit der Umkehr sein. In der Stadt sind Leute, die keine Osterbeichte ablegen, keine Selteneit. Auf dem Land aber würde man auf jeden, der keine Ostern hält, mit dem Finger weisen. Deshalb sind auch solche dort die Ausnahme. Also daran fehlt es nicht auf dem Lande. Der Fehler liegt sonstwo. Sicher gibt es viele Leute, die es mit ihrer Belehrung aufrichtig und ehrlich meinen, die sich gründlich bessern wollen. Wenn sie wieder rückfällig werden, so ist es mehr menschliche Schwäche als Bosheit. — Aber es gibt auch eine andere Klasse. Sie betrachten die Osterbeichte nur als einen frommen Brauch, als eine Remonade, der man sich unterziehen muß. Unter Seagen tut man es und dann hat man wieder Ruhe für lange Zeit, womöglich gar für ein ganzes Jahr.

Da liegt der Hake im Pfeffer. Die von Gott verlangte Buße wird rein äußerlich von vielen ausgeübt. Es soll gehen nach dem Rezept: „Wach mir den Belz, aber mach mich nicht naß!" Wie man aus der Kirche heimgelehrt, den Sonntagsgelack an den Nagel hängt, so zieht man auch die Bußgesinnung aus und läßt das alte Leben von neuem an. Das wird uns Katholiken in weiten Kreisen zum Vorwurf gemacht. Man sagt, der laih. Gottesdienst sei nur äußerlichkeit.

Anderes sagt allerdings die katholische Kirche die Sache aus. In die en Tagen ruft sie uns zu „Zerreiße eure Herzen, nicht eure Kleider!" Sie will also gründliche Belehrung, Besserung des Herzens.

Die Sünde ist ihrem Wesen nach ein Verlassen Gottes und ein sich Hinwenden zu den Geschöpfen. Deshalb muß die Buße ein Verlassen der Geschöpfe und ein Hinwenden zu Gott sein.

Die gründliche, wahre Umkehr meint es redlich und tut genau alle Schritte, die zur Veröhnung mit Gott geordert werden. Sie kehrt entschieden zu Gott zurück und wendet die nötigen Besserungsmittel an. Ihr ist es vor allem um die Ausdauer zu tun. Sie bricht vollständig mit der Vergangenheit. Sie leitet in der Gegenwart alles, was zur Veröhnung mit Gott nötig ist. Aber auch die Zukunft schnebt ihr in all ihrer Wichtigkeit vor Augen. — Ich will wieder lebendig, ich will wieder gesund werden, muß die bußfertige Seele sprechen, und fürder lebendig bleiben.

Das ist die Bußgesinnung, welche uns die Kirche vorschreibt. Wären doch nur alle Väter von diesem Geiste befeelt! Dann müßten jene verstummen, die von der Unsitlichkeit unserer Landbevölkerung reden.

# Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

## Allerlei über Erziehung.

### Eine und keine Stiefmutter.

(Schluß.)

Es vergingen wieder einige Tage, da fuhren die jungen Eheleute in die Stadt und brachten einen Pack Kleidstoffe mit, zu einer Reihe neuer Sonn- und Winteranzüge für die Kinder bestimmt. Frau Hedwig bestellte die Näherin, arbeitete aber fleißig mit, ja opierte einen Besuch beim Onkel, der sie einladete, den ihr zugehenden Gemahl mit den Worten beschwichtigend: „Fahrt mit den Kindern ohne mich! Sieh nur, wie Margarete um ihr Kleidchen bangt. Ohne mich kann es bis Pfingsten nicht fertig werden. Solch eine Enttäuschung tut jungen Herzen weh.“ Einige Wochen später trat die Stieftochter bei der Rückkehr aus der Schule die Mutter eifrig mit Büchern beschäftigt an; diese führte sie in ihr Stübchen, wo auf Tisch und Kommode stoßweise ihre Hemden, Saftücher, Strümpfe, Nachtsäckchen, Unteröden und was sonst noch zur Verwahrung gehört, lagen; über den Stühlen hingen ihre Kleider, aus sorgfältigste gewaschen und geglättet, je nachdem sie alt oder neu waren. „Deine Sachen, die dir zu klein geworden sind, ergänzte Frau Hedwig dem freudig überraschten Kinde, habe ich ausgelüftet und in diese beiden Kädchen zusammengebunden. Was du damit machen willst, überlasse ich dir. Heute mittag wirst du Gelegenheit haben, sie gut anzubringen.“ Margarete vertraute die geheimnisvolle Trophäe eifrig der Sabine an; diese war der Meinung, die Stiefmutter habe wohl in Erfahrung gebracht, daß nachmittags der Jude komme, um mit der früheren Haushälterin Handel zu machen, und verchwärze das Mädchen, sich für die abgelegten Kleidstücke ein Kreuzchen am blauen Band einzutauschen. Solches „Geschäftchen“ hatte die Mutter jedoch nicht im Auge gehabt, sondern vielmehr eine arme teilwaise kranke Erzenbarnarbeiterfamilie, von deren Durchreise sie Kunde erhalten. Neugierig trat die gute Frau hinzu, als Sabine den Handel mit dem Juden abschließen, die Bedürfnisse aber mit einem „Heil Gott!“ absperren wollte, und wußte ihre Hausgenossen zu bestimmen, in jeder Weise helfend einzuwirken. Margarete lächelte liebe Beschämung über ihr eignes Betragen und wurde erst infolge der Worte der Barmherzigkeit, deren Zeuge sie war, auf die bessere Verwendung der ihr überlassenen Schätze aufmerksam. Die wohlwollende Mutter zog sie aus der Verlegenheit, indem sie dem Juden Kreuzchen und Band abtauchte und dadurch die Kleiderpäckchen frei machte, welche das Mädchen nun den armen Leuten zuwenden konnte. Als Frau Hedwig ihrem Töchterchen da Zeichen der Erbsinnung mit der Ermahnung umhina, es möchte künftighin beim Anblick desselben gedenken, daß man dem Heiland sein Kreuz tragen helfe, so oft man einen „seiner Brüder“, einen Nothleidenden unterstütze, kam ihm die Türe und umfassende Herzengüte der Stiefmutter zum erstenmal so recht zu Bewußtsein und es fiel ihr schluchzend um den Hals.

Wäre der böse Hausgeist nicht dazwischen getreten, so hätten sich die beiden Parteien wohl fortan zusammengefunden. Allein Sabine legte ihr höllisches Treiben fort; ihre Bosheit spürte stets neue Anlässe zu Verdächtigungen der edlen Handlungswerte der hochberzigen Frau aus. Als diese z. B. die unmögliche Mühe übernahm, dem Richard bei dem Lateinlernen zu helfen, weil sie erlanni hatte, daß weniger Talentlosheit, als Ungehörigkeit und Unredlichkeit seine Fortschritte aufhielten, dagegen darauf drang, daß Margareta's Klavierstunden eingestellt würden, weil es ihr an musikalischem Gehör fehle, lag es nahe, die Stiefmutter der Fortschritten zu sehen. Als der Knabe wegen einer großen Müde, wodurch er seine Trägheit verhäßte, vom Vater mit Stubenarrest bestraft wurde und ihn daher die Mutter selbstverständlich zu einem Verwandtenbesuch nicht unternahm, winkelte die Schlinge: „Nein! So etwas kann

nur eine Stiefmutter über's Herz bringen!“ War eine üble, solche Auslegung nicht möglich, so hatte sie die Drohung ständig auf der Zunge: „Wartet nur, es wird bald genug anders werden! Ist nur erit das kleine Kind da ihr eigenes!“ Einmal war der Vater dazu gekommen, als sie diese Aeußerung tat, und kündigte ihr die längst verdiente Entlassung an.

Die Aufregung, in welche Margareta durch den Verlust der Pflegerin ihrer Kindheit versetzt und welche durch deren Ränke nach der Geburt eines Schwesterchens immertot vermehrt wurde, machte das empfindsame Mädchen für eine gerade herrschende Krankheit empfänglich; es bekam das Schleimfieber. Der Arzt suchte mit den Achseln und erklärte, nur die allerjüngstige Ueberwachung und Pflege könne das ohnehin necrods überreiste Kind retten. Daraus entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Woher nehmen wir eine passende Wärterin?“ berathschlagten Vater und Arzt. „Ich, ich ganz allein pflege Gretchen!“ erklärte mit fester Stimme Frau Hedwig. „Du?“ — „Sie, gnädige Frau?“ lautete die zweifache Gegenrede. „Ja, ich! Kein Fremdes soll dieses Amt übernehmen!“ — „Aber Sie sind selbst noch schwach in Folge der Krankheit!“ — „Ich bin kräftig genug und die Liebe macht mich stark. Die Mutter allein kann ihr Kind pflegen!“ — „Die Mutter! Aber Ihr kleines eigenes Kindchen?“ — „Gott sei Lob und Dank, es ist gesund! es steht in guter Wart und Pflege; der heilige Schutzengel und ein lieber Papa werden darüber Wache halten.“ — „Aber, aber, ich muß Sie darauf aufmerksam machen, wendete der Arzt ein. Sie dürfen Ihr Kindchen nicht einmal sehen, während Sie Ihre Stieftochter pflegen; die Gefahr der Ansteckung.“ — „In Gottes Namen!“ sagte Frau Hedwig mit zitternder Stimme und machte der Unterredung durch die mit Begeisterung hinzugesetzten Worte ein Ende: „O, kein Stiefkind! gebrauchen Sie dies häßliche Wort nicht, am allerwenigsten in dem Augenblicke, wo mein aanges Herz in Sorge und Angst um sie bebt. Gott hat an seinem Altare mit dieses Kind so heilig überleben, wie das andere am Tauffeinde. Ich aber habe es angenommen mit einem Gelübnis gegen seine verklärte Mutter, gegen seinen treuen Vater. Sie ist unser Kind, unser ältestes, lothbarstes Kind. Jetzt, jetzt will ich meine Mutterpflicht anerkennen, jetzt will ich mein Mutterrecht ausüben. Kein Wort mehr! keines! Leb' wohl, Papa! Gott beschütze euch und uns! Noch diesen Augenblick bring ihn der Kleinen und Richard, jetzt aber fort, fort aus dieser Fieberlust. Au! Wiedersehen, auf vereintes, glückliches Wiedersehen!“ Dem opietreudigen Entschlusse folgte die heroische Tat. Ihr erwartet mit Spannung den Schluß, aber ihr ahnt ihn auch. Als nach acht schweren Tagen und düsternen Nächten Margareta die Kißglücklich bestand hatte und die aus Fieberträumen erwachende Tochter den trohen Ruf vernahm: „Gerettet! mein Kind, mein Gretchen, mein Liebste! da breitete dieselbe ihre müden Arme aus und hauchte zum erstenmal dagegen: „O Mama meine liebe Mama!“ Und so blieb es allezeit und unverbrüchlich. Aus dem böse blickenden „Stiefmütterchen“ wurde ein liebliches Bensee, d. h. „Denk an mich!“ Margareta bewahrte ihrer zweiten Mutter ein unerwünschtes queres Andenken, und als sie, erwachen, ein Tagebuch über ihre Lebensereignisse anlegte, zeichnete sie auf die ersten Blätter, gleichsam als Einleitung, das anmutige Bild ihrer unvergeßlichen Stiefmutter, das allen zum Vorbilde sein möge, denen die Vorsehung eine gleiche Stellung angewiesen hat.

## Für die lieben Erstkommunikanten.

Die Vorbereitung auf den hohen Gast.

Ich rufe die Zahlen aus, sagte Rudolf, ein dunkelgelblicher Knabe, mit willensstarken Zügen, aus denen eine Herrschernatur sprach. Ueberall suchte er seinen Willen durchzusetzen, und es gelang ihm auch in den meisten Fällen, denn er verstand es, sein Recht durch Basse und Schläge gelegentlich zu beweisen. „Nein“, rief sein jüngerer Bruder Karl und suchte Rudolf den Kasten mit dem Lotospiegel zu entreißen. „Ich bin jetzt an der Reihe!“

In Rudolfs Augen glühte es zornig auf. Wagte der Knabe es, sich ihm entgegenzusetzen! In jäh anstürzender Festigkeit hob er die Hand, um Karl zu schlagen.

„Rudi!“ rief da eine zarte Stimme in beschwörendem Tone, und eine weiche Hand stahl sich leise in die seine. Unwillkürlich blickte der erzürnte Knabe in das bittend zu ihm ausgeschlagene dunkelblaue Auge seiner Schwester Angela, und tiefes Mitleid überflog seine Stirne. Er verstand die Warnung der Kleinen, die wie sein lebendig gewordenes Gewissen neben ihm lag. Einen Augenblick spiegelte sich ein heftiger Kampf in den Zügen des Knaben, dann nickte er seiner Schwester lachend zu. „Hast recht, Engelchen“ und überließ ruhig das Ausrüsteramt dem jüngeren Bruder. — Was war es, das Angela diese Macht über den jähzornigen Bruder gab? Der Gedanke an den hohen Gast, der Aufnahme in den Herzen der beiden Kinder begehrte. Das Geschwisterpaar sollte in diesem Jahre zum erstenmal den lieben Heiland empfangen und da sie beide voll frommen Eifers und guten Willens waren, hatten sie sich das Versprechen gegeben, einander gegenseitig zur Befämpfung ihrer Fehler anzuhalten.

Am andern Tage hüpfte Klein-Angela lustig plaudernd neben ihrem größeren Bruder her, mit dem sie auf dem Heimwege von der Schule zusammengetroffen war. Die kleine Plaudertasche wußte viel zu erzählen, dabei sprang sie nach echter Kinderart bald vom rechten auf das linke Bein und umgekehrt. Es schien ihr das entschieden unterhaltender, als sich nach Art verständiger Leute in ruhiger Gangart fortzubewegen. Plötzlich jedoch machten ihre Beine halt. Sie waren an einem Konditorladen angelangt, in dessen Schaufenster die appetitlichsten Süßigkeiten ausgestellt lagen. Mit begehrlischen Blicken hingen ihre Augen an den Cremeschnitten und Nusstörtchen, und unwillkürlich glitt ihre Hand in die Nothtasche, aus deren Tiefe sie ein Zehnpfennigstück hervorbrachte.

„Du, Rudi, hast du auch noch das Geld, das uns Tante Lina neulich schenkte?“ Mit dieser Frage wandte sie sich an ihren Bruder.

„Warum?“ fragte dieser kurz.

„Wir wollen uns etwas Gutes dafür kaufen“, schlug das Ledermäulchen vor und deutete auf die verführerischen Törtchen.

„Jetzt, in der Fastenzeit? — Fällt mir nicht ein“, lautete Rudolfs entschiedene Antwort.

„Aber es ist doch keine Sünde“, meinte Angela etwas verdrücklich.

Rudolf sah die kleine Schwester ernst an. „Sollen wir uns in der Zeit, in der unser lieber Heiland so viel für uns gelitten hat, nicht gerne eine kleine Abtötung auflegen?“

„Ja, recht hast du, aber — es ist doch schade“, sagte Angela, seufzte ein wenig und ließ zögernd ihr Zehnpfennigstück wieder in die Tasche fallen.

„Jetzt hast du dem Heiland ein Murrhenbüschlein der Abtötung gebracht“, tröstete Rudolf sie liebevoll, und Angelas Augen glänzten schon wieder vor Freude über ihren kleinen Sieg.

„Sieh nur dort die arme Frau!“ Mit diesen Worten machte Rudolf sein Schwesterchen auf ein dürftig gelleidetes Weib aufmerksam, das sich eben bückte, um ein Stückchen Kohle vom Boden aufzuheben. Ein vor Kälte zitterndes kleines Mädchen hing an ihren Rockfalten und weinte laut um ein Stücklein Brot.

„Das arme Kind hat Hunger“, sagte Angela mitleidig.

„Ja“, antwortete Rudolf, „und es ist unsere Schwester, denn es hat denselben himmlischen Vater wie wir.“

„Wir wollen ihm unsere Zehnpfennig geben“, rief Angela warmherzig.

„Ja, Engelchen, das wollen wir.“ In raschem Entschlusse reichten die beiden Kinder der armen Frau das Geld und boten sie, ihrem kleinen Mädchen Brot zu kaufen! Sie sahen das frohe Aufleuchten im Blick der Beschenktten, hörten ihr herzlichem Vergelt's Gott und eilten in dem freudigen Bewußtsein davon, ein Werk der Barmherzigkeit geübt zu haben.

Je näher der große Tag heranrückte, um so eifriger bemüht war das fromme Geschwisterpaar, sich durch Tugendübungen und Selbstüberwindungen würdig vorzubereiten. Bald gab Rudolf, bald Angela eine Anregung zum Guten. Die Eltern freuten sich im stillen über den mutigen Kampf, den ihre Kinder mit ihren Charakterfehlern führten, um der Seele zum Empfang des lieben Heilandes ein hochzeitliches Kleid zu bereiten. Daan endlich kam er, der sehnlichst erwartete hohe Gast, um Gnadenfülle und Segen in die reinen Kinderherzen auszugießen, die in seiner Liebe erstarben sollten, um dem Kampfe des Lebens entgegenzugehen.